

Münchner Feuilleton

KULTUR · KRITIK · KONTROVERSE

NOVEMBER · NR. 57 · 05.11. – 09.12.2016 · www.muenchner-feuilleton.de

BÜHNE SEITE 2–8

Was macht die Terror-Angst mit uns?

In Yael Ronens Kammertheater-Inszenierung »Point Of No Return« reflektieren fünf Schauspieler, wie sie den Münchner Amoklauf erlebt haben. Statt Betroffenheit herrscht hier erfrischende Selbstironie.

TANZ SEITE 9–10

Alles am besten machen

Vladimir Shklyarov, neu engagierter Solist beim Staatsballett, arbeitet sich gerade intensiv ins Repertoire ein. Eine Begegnung.



© Wilfried Höst

FILM SEITE 11–15

Neuer Kino-Palast in Gauting

Matthias Helwig hat sich einen Traum erfüllt. Der Kinobetreiber hat am Bahnhof Gauting einen wahren Filmpalast gebaut. Der wartet ab sofort auf sein Publikum.

LITERATUR SEITE 17–22

Wohin auf dem Literaturfest?

Am 10. November wird München wieder zur Stadt der Autoren und Bücher. Ein Gespräch mit Elke Schmitter, die das forum:autoren ganz der Sprache widmet, und 14 Veranstaltungstipps auf fünf Sonderseiten zum Festival.

BILDENDE KUNST SEITE 23–27

Ein Alligator im Klohäuschen

Mit Nähmaschine und Kamera: Das Künstlerduo Stephanie Müller und Klaus Erich Dietl hat viele Off-Plätze in München bespielt. Ein Atelierbesuch.



»Promises & Other Failures« | © Klaus-Erich Dietl

MUSIK SEITE 28–31

Konzerte für alle

Die Münchner Philharmoniker laden mit viel Prokofjew zum Familienfestival MPhil 360°.

IMPRESSUM SEITE 20



MÜNCHNER FEUILLETON
Breisacher Straße 4, 81667 München
Telefon: 089 48920971

RALF DOMBROWSKI

New York, London, Paris. München. Jonglieren mit Klischees: New York heißt Konkurrenzkampf, eine Stadt vollgepumpt mit Kreativen aus aller Welt, die sich um die vorderen Plätze auf dem Podium der Aufmerksamkeit balgen. Ein Haifischbecken, ein Ort, wo man einsam werden, aber auch den internationalen Durchbruch schaffen kann. London steht für Commonwealth und dessen postkoloniales Erbe, ein zu nobler Arroganz neigendes Gemenge der Kulturen mit solidem subkulturellem Bodensatz und einer Experimentierfreude gegenüber offenen Selbstbewusstheit. Paris ist Afrika mit Nonchalance, auch das eine Metropole mit Wurzeln in der Ära der Ausbeutung, die aufgrund tendenziell chaotischen Wachstums, andererseits eines in einem Grundton der Gelassenheit gründenden Savoir-vivre die Idee der Grande Nation auch auf den kleinen Porträtmaler auf dem Montmartre abfärben lässt. Und München? Es ist die Stadt, wo Spaßvögel einen Quadratmeter Wohnfläche inserieren und ernst gemeinte Antworten bekommen. Wo Jamie Oliver sich um den Betrieb einer Museumskantine bewirbt. Wo ein Clubareal plattgemacht wird, damit dort nicht etwa eine Halle für die Szene, sondern edle Wohnungen und ein klassischer Konzertsaal entstehen. Ein Idyll der Saturiertheit, mit sich im Reinen, weil die Idee wilder, wuchern-der Kreativität gar nicht in Betracht gezogen wird.

Einspruch. Natürlich wird etwas getan. In absehbarer Zeit soll nun das schon vielfach diskutierte »Kreativquartier« auf einer der wenigen noch nicht vom Mietwahnsinn überwucherten Flächen innerhalb der Mittleren Ringe entstehen. 50–70 Millionen Euro hat der Kulturausschuss für die Sanierung und kulturelle Nutzung der zwei denkmalgeschützten

Hallen auf dem insgesamt 20 Hektar großen Areal an der Dachauer Straße veranschlagt. Ateliers soll es geben, ein Gründerzentrum, Gastronomie, allerlei Verwaltung, die sich unter schönen Namen wie Kreativlabor oder Kreativplattform entwickeln soll. Kontrolle ist großgeschrieben, die stadtplanerische Souveränität fehlt, auf die Eigeninitiative der Künstler zu vertrauen, die so ein Viertel in die Hand hätten nehmen und daraus einen Ort der Überraschungen machen können. Ein weiteres Idyll wird gezüchtet, mit den besten Absichten, was aber nur wenig Ausschläge in die Extreme des Kreativen ermöglicht. Die aber sind manchmal nötig, um das Smarte, Solide, Funktionale hinter sich zu lassen.

Das wiederum ist fest im Münchner Denken verankert. Gut ist, was es schon immer gibt, und deshalb versucht man, Neues so zu gestalten, als wäre es bereits etwas Ehrwürdiges. Es wird daher viel gefördert, was plausibel und vermittelbar erscheint. Manchem Künstler wäre vielleicht statt eines einzelnen finanzierten Projekts mit einem bedingungslosen Kultureinkommen mehr geholfen, das ihm die Existenzangst nimmt, ihn darüber hinaus aber nicht von selbstorganisierter Gestaltung entbindet. Kulturförderung folgt jedoch überwiegend dem Muster der Entwicklungshilfe, statt sich an einem Subsidiaritätsprinzip zu orientieren, das über die Grundsicherung hinaus erst dann einschreitet, wenn der entsprechende Künstler, Musiker, Literat alle Möglichkeiten der Eigeninitiative erfolglos ausprobiert hat. Institutionelle Förderung fördert in der Regel die Monokultur des Einverständnisses. Ein autoreferentielles System.

Will man als Künstler in München bleiben, ergeben sich daraus Konsequenzen. Erstens: Anerkennung erfolgt über Konsens. Wer

ästhetisch widerspricht, passt nicht zur eigenkulturellen Wahrnehmung. Zweitens: Wer weiterkommen will, hat kaum Raum, wo er sich abseits von Kreativquartieren präsentieren und sein Profil entfalten kann. Das bedeutet wiederum drittens, dass die Blickrichtung von Künstlern, die nicht einem gängigen Vermittlungsmuster entsprechen wollen, in die Ferne weist. Man macht Kleines, Hübsches, Erklärbares, wahlweise Medienrelevantes, Pompöses – oder schleicht sich. München ist die Stadt der Etablierten, die im Reflex des Kreativitätsneides auf Metropolen wie Berlin, London, Paris verweisen, aber nur deren Image und nicht deren abgerissenes, mit Kontrollverlust verbundenes Szenenleben meinen. München ist ein Isaridyll, eine Stadt zum schönen Verweilen, nicht für Visionen jenseits des Puffers von Akzeptanznormen. ||

Weiteren Diskussionsstoff zum Thema bietet die Veranstaltungsreihe »Monokultur München – Autopsie eine Stadt« (siehe Seite 2).

Ralf Dombrowski schreibt seit 1994 für zahlreiche Publikationen über Jazz, Pop und Artverwandtes. Mit dieser Ausgabe folgt er Max Theiss als neuer Musikredakteur des Münchner Feuilletons. Wir wünschen Max Theiss viel Erfolg in Hamburg und heißen Ralf Dombrowski herzlich willkommen! || red

Grafik: Anja Wesner

|| Im Netz: www.muenchner-feuilleton.de ||

GABRIELLA LORENZ

»Das Kulturreferat ist der natürliche Feind des Künstlers«: So polemisierte 1994 ein Münchner Kabarettveranstalter in einer üblen, persönlich diffamierenden Hasskampagne gegen die städtischen Kulturbeamten. Der Mann ist in der Versenkung verschwunden, das Kulturreferat blieb Ansprechpartner und Förderer der freien Theaterszene. Inzwischen gibt es sogar ein referatsübergreifendes Kompetenzteam für Kreativwirtschaft, das Künstler bei Start-ups unterstützen soll. Andererseits wurden Subventionsmodelle verändert – jetzt werden bevorzugt junge Leute unterstützt. Altgediente Performer wie Alexej Sagerer und Holger Dreissig oder der Choreograf Micha Purucker fielen plötzlich durchs Raster. Die abgehängten Veteranen unterstellen der Verwaltung die Devise: Die machen ja seit 30 Jahren dasselbe, lasst mal die Neuen ran. Und dagegen machen die Künstler jetzt Front, mit hochintellektuellem Geschütz. Holger Dreissig (H30), der Schauspieler und Autor Matthias Hirth sowie ihre Mitstreiter Peter Arun Pfaff und Lennart Laule haben in der Favorit Bar (die Laule und Hirth betreiben) die Diskursreihe »Monokultur München – Autopsie einer Stadt« gestartet. Bis Anfang Dezember wollen sie mit Vorträgen, Diskussionen und Performances ihre These untermauern, dass die städtische Kultur-Förderpolitik die gewachsene Szene bewusst austrockne und Neulinge bevorzuge. Zum Finale des Protests wollen sie die Stadt München verklagen – auf Rufschädigung, Verlust künstlerischer Qualität und womöglich sogar finanzielle Wiedergutmachung.

Auslöser der Klage ist eine Erfahrung des Popmusikers Sebastian Schnitzenbaumer alias BERP (Schamoni Music): In Berlin wurde ein Angebot von ihm abgelehnt mit der Begründung, aus München könne doch kein guter Punk kommen. Der Standortfaktor München ist also für Künstler inzwischen geschäftsschädigend. Die Veranstalter formulieren es in ihrer PR-Ankündigung harsch: »Die Herkunftsbezeichnung »Made in Munich« ist eine Belastung für ein künstlerisches Produkt. Die Notiz im Lebenslauf, »wohnhaft in München« für einen Künstler ein Standortnachteil. Einer nach dem andern steht auf und geht. München, du bist rufschädigend!«

Und das in einer Stadt, die sich gern mit dem Attribut Kunststadt schmückt? »Homogen bis zum Ersticken« sei München, sagen die Macher. Sie fordern von der Kulturpolitik die Sicherung der Vielfalt und die Freiheit der Kunst, die Freiheit, Selbstzweck zu sein und nicht marktwirtschaftlichen Kriterien zu dienen. An der Klageschrift wird noch gearbeitet, sie soll sie mehr sein als eine billige Provokation. Aber sie soll natürlich Aufmerksamkeit erregen. Deshalb ist Holger Dreissig stolz, dass die »Monokultur«-Reihe schon vor Beginn bundesweit Presse fand und eine Debatte auslöste: »Wir jammern nicht, wir analysieren, kritisieren und machen konkrete Vorschläge. Was wir machen, soll das Image Münchens verbessern. Wir wollen transparent machen. Denn wir haben den Schaden aus dem Image-Problem: München gilt nichts, Kunst aus München traut man nicht zu, authentisch zu sein.« So könnte sogar ein Schadensersatz Klagegegenstand sein, auch wenn sich entstandener Schaden wohl nur schwer beziffern lässt. Es geht den Künstlern darum, wie Kulturförderung gesetzlich definiert wird. Wie lässt sich Kunst evaluieren? Das sei auch wichtig bei Handelsabkommen wie CETA und TTIP, meint Dreissig.

Für ihre Argumente haben sie sich prominente Kronzeugen geholt. Vor zwei Jahren veröffentlichten Markus Metz und Georg Seeßlen ihr Pamphlet »Geld frisst Kunst – Kunst frisst Geld«, das sie am 16. November in der Favorit-Bar vorstellten. Es geht um die Enteignung der Kunst, um ihre Dienstbarmachung für Marketingstrategien. So hat sich München vor zwei Jahren in seiner Imagekampagne zur »Metropole mit Kunstgenuss und Genussskultur« ausgerufen. Richard Florida formuliert es in seinem Buch »The Rise of the Creative Class« so: »Alle Einsätze von Kreativität haben dem städtischen Konkurrenzkampf zu dienen.« In diese Richtung zielen auch die überall sprießenden Agenturen für Kreativwirtschaft – mit der Betonung auf Wirtschaft. Kreativität ist nicht das ausschlaggebende Kriterium, sondern die Verwertbarkeit von Kunst und Wissenschaft. Die renommierte Kulturwissenschaftlerin Adrienne Goehler schreibt: »Die Unter-



Natürliche Feinde?

Freie Kunst und Wirtschaftlichkeit:
Warum das nicht zusammengeht,
beleuchtet die Diskurs-Reihe
»Monokultur München«.



Holger Dreissig (li.) und Matthias Hirth fühlen sich gewürgt wie auf der Karikatur | © H30

werfung der Kultur unter die Verwertbarkeit ist die Entwertung dessen, was nicht verwertbar ist.«

Vielfach äußert sich der Unmut der Betroffenen in der Forderung, das Geld für die Verwalter der Kreativwirtschaft doch direkt den Künstlern zu geben. So hat das Kulturreferat 14 neue Stellen etabliert, und der Stadtrat bereits jetzt für die Verwaltung des noch zu schaffenden Kreativquartiers an der Dachauer Straße 29 Planstellen bewilligt. Die Stadt hat auch zwei Produktionsbüros für Theater und Tanz geschaffen, deren Mitarbeiter für jährlich ca. 130 000 Euro der freien Szene auf die Sprünge zur besseren Finanzierung, Umsetzung und Vermarktung ihrer Projekte helfen sollen. »Da wird überhaupt nichts produziert, das sind nur Beratungsbüros«, so Dreissig. Mit Beratung hat er Erfahrung, und zwar aktiv als Berater der Wirtschaft: Er hat drei Jahre in einem (kürzlich eingestellten) Future-Think-Tank für Audi gearbeitet: »Die Wirtschaft weiß

auch nicht weiter, deshalb hat Audi kreative Künstler befragt.« Dreissig zieht daraus den Umkehrschluss: »Bei uns müssten Forschungsgelder ankommen, denn wir Künstler machen Grundsatzforschung, indem wir die Gesellschaft genau anschauen und spiegeln.« Mit der Verwaltung kennt er sich ebenso aus: 24 Jahre hat er sein Langzeit-Performanceprojekt »Verwaltungsperformance« durchgezogen, auch wenn die Förderung mal ein Jahr ausfiel.

Ein Schriftsteller kann zu Hause schreiben, ein Maler in der Garage seine Bilder malen. Aber haben performative Künstler überhaupt noch die Möglichkeit, etwas ohne Kulturverwaltung auf die Beine zu stellen?

»Ja«, sagt Dreissig, »aber es gibt in München keine Räume und kein Umfeld, in dem etwas entsteht. Als ich anfang, war mir die Anerkennung von Szenekünstlern wie Rabe Perplexum, Alexej Sagerer oder Cosy Piero wichtig. Den Sagerer gibt's immer noch, aber er wird nicht mehr gefördert. So nimmt man jungen Künstlern den Austausch mit erfahrenen Kollegen. Die jetzige Förderpraxis ist eine Art Gewächshaus, in dem man etwas züchtet. Das muss es auch geben. Aber die Ergebnisse sind eben nicht aus eigener Kraft gewachsen.« Den städtischen Züchtungswillen sah er auch beim diesjährigen Rodeo-Festival, das erstmals von einer Kuratorin allein gestaltet wurde: »Das ist kein Festival mehr, sondern ein Labor für Junge und Newcomer. Ich frage mich: Was haben die gelernt? Früher kannten sich die Künstler und die Arbeit der anderen, das ist verschwunden. Im Gewächshaus erstickt die Kunst irgendwann.«

Was fordert die freie Szene konkret? Dreissig listet auf: »Erstens: Dass Künstler aus der freien Szene beratend in den Kulturausschuss des Stadtrats berufen werden. Nicht nur in Augsburg gibt es bereits einen Künstler-Beirat für die Stadt. Wir haben in den vergangenen Jahren viel angeregt, zum Beispiel die Bestandsförderung, aber wir sind ausgeschlossen von der Subsidiaritätsförderung. In München und Nürnberg können städtisch geförderte Künstler keine zusätzliche Förderung beim Freistaat Bayern und dadurch auch nicht beim Bund beantragen. Unser Ansprechpartner kann nicht mehr das weisungsgebundene Kulturreferat sein, sondern der Bürgermeister und die Stadt direkt. Zweitens: Wir möchten ein Bekenntnis der Stadt, dass ihr der Wert der freien Szene wichtig ist – und nicht nur die Hochkultur. Es geht uns nicht um die Spaltung Jung und Alt: Die Jungen sind wichtig, aber die Älteren sind ja nicht über Nacht unkreativ geworden. Wir sind die Erinnerung, das Gedächtnis. Es ist bezeichnend, dass zur Eröffnung des HochX unter dem neuen, jungen Leitungsteam ein Stück über Gedächtnisverlust gezeigt wurde. Drittens: Geld. Von den ca. 3 Subventions-Millionen geht ein Großteil in die Infrastruktur, auf die reine Projektförderung entfällt nur etwas mehr als eine halbe Million Euro. Die wird sehr gezielt vergeben: Man will Künstler aufbauen. Die Hochkultur hat ein Hundertfaches des Geldes zur Verfügung. Aber uns hat man nie genug gegeben, um gute Werbung zu machen oder Leute einzustellen. Uns geht es auch darum, dass die letzten Freiräume vom Kulturreferat kuratorisch belegt werden und Projekte, die keine Sichtbarkeit haben, teuer finanziert werden.«

Sein Fazit ist bitter: »Wir sind seit 2008 konsequent heruntergeredet worden, als ob bei uns Stillstand herrschen würde. Trotzdem ist das Publikum der freien Szene wieder gewachsen, obwohl ein Künstler nach dem andern verschwand und aussortiert wurde. Die Kulturpolitik evaluiert, taxiert und selektiert. Es geht nur um Ökonomie, aber in der Kunst rechnet sich vieles eben anders. Jüngere Leute spüren genau, dass der Einzelne nichts mehr wert ist und jeder ins Streckbett soll. Es braucht ein Bekenntnis zur Kunst. Das würde bedeuten, Experimente zuzulassen. Wir wollen einen offenen, ehrlichen Diskurs mit denjenigen, die Kunst wirklich leben. Vernetzung, Austausch, Kommunikation und Kooperation untereinander: Das braucht die Münchner Szene wirklich.« ||

MONOKULTUR MÜNCHEN – AUTOPSIE EINER STADT
Favorit Bar | Damenstiftstr. 12 | 7., 14., 16. Nov., 1., 5. Dez.
20.30 Uhr | Eintritt frei | www.mono-kultur.org

Ein Rodeo macht noch kein Festival

GABRIELLA LORENZ

Auch Festivals kommen in die Jahre und müssen sich mal fragen (lassen), was sie eigentlich sollen, wollen und können. Das biennale Münchner Tanz- und Theaterfestival Rodeo befand sich mit seiner vierten Ausgabe unter städtischer Ägide zwar grade mal in der Pubertät, aber eben da treibt einen die Sinnfrage ja besonders heftig um. Die stellte sich auch das Kulturreferat. Es hatte das 1990 vom Theatermacher Gert Neuner erfundene Format »Starke Stücke«, das zehn Jahre später eine Wiederauflage erlebte, danach unter seine Fittiche geholt und 2010 Rodeo getauft. Neuner hatte eine retrospektive Best-of-Plattform der freien Münchner Szene realisiert, um dieser zu mehr Publikums-Aufmerksamkeit zu verhelfen. Die Stadt machte sich die Idee zu eigen – sie erhoffte sich überregionale Wahrnehmung durch Veranstalter und Medien sowie eine stärkere Vernetzung der Szene über den lokalen Tellerrand hinaus. Aber wie das bei Rodeos so ist: Ein Reiter landet vom Rücken eines störrischen Gauls auch leicht auf dem harten Boden der Tatsachen. Tatsache war, dass das Best-of-Konzept sich nur schwer durchziehen ließ. Schon deshalb, weil sich manche abgespielten Produktionen nicht wiederaufnehmen ließen. Die vom Kulturreferat eingesetzten Jurys öffneten mehr Raum für Uraufführungen. Da ist das Risiko des Scheiterns inbegriffen. Also konnte das Rodeo-Showcase den ursprünglichen Qualitätsanspruch nicht unbedingt einlösen – nun ging es mehr darum, die Bandbreite und Vielfalt der Szene sichtbar zu machen.

Beim letzten Rodeo 2014 kam es wegen unzureichend definierter Kompetenzen zu Zwistigkeiten zwischen dem Kurator und den Fach-Juroren. Das Kulturreferat hat aus dem Konstruktionsfehler Konsequenzen gezogen: 2016 gab es kein Auswahlgremium mehr, sondern die Dramaturgin Sarah Israel kuratierte alleinverantwortlich das Festival – mit einem spektakulären Paradigmenwechsel. Sie verstehe Rodeo »als Plattform, die Arbeitsprozesse in den Vordergrund stellt und ihr Programm überwiegend kleinen Formaten widmet«, schrieb Israel im Programmheft. Das Festival wurde von fünf auf vier Tage verkürzt, voll durchgetaktet mit Kleinformaten. Wer das alles sehen wollte, war ständig auf Trab zwischen Kreativquartier, Muffatwerk, HochX und Gasteig. Anstrengend.

Und häufig nicht der Mühe wert. »Arbeitsstände« ist ein Lieblingswort von Sarah Israel – sie wollte Entwicklungsstufen einer Produktion zwischen Konzept und fertiger Aufführung zeigen (früher nannte man das »work in progress«). Dafür hat sie mit Susanne Traub vom Goethe-Institut das Fördermodell »Bloom up« erfunden. Mit einer Goethe-Starthilfe von 5000 Euro sollten vier Projekte den Austausch und die Vernetzung von Münchner Künstlern mit dem Rest der Welt vorantreiben. Drei aufsprießende Blüten machten durchaus Lust auf die ausgewachsenen Pflanzen: Stefan Dreher's familiäre Geländewanderung »Dancehouse, literally«, die Völkerkunde-Museumsführung »[Title of Song]« über deutschen Kolonialismus in Papua-Neuguinea und »Get to know Cassandra«, in dem sich ein Frauenquartett aus Athen, Belgrad, Budapest und München inhaltlich etwas angerannt, aber szenisch witzig am Alt-feminismus aufreibt. Irgendwer wird ja hoffentlich die Weiterarbeit bis zur Aufführungsreife finanzieren.

Die Kuratorin Sarah Israel zeigte vier Tage lang eine Arbeitsplattform für Münchens freie Theater- und Tanzszene. Wen erreicht das?



Auf eigenen Beinen stehen wollen Hilde Labadie und Dwayne Thomere als Infanten | © Peter Empf

Sehenswertes war rar: Choreografin Claudia Senoner und Komponist Michael Maierhof ließen in »Zonen4.2« ein Performer-Trio mit Gabeln, Schwämmen und Elektro-Zahnbürsten auf Nylonsaiten und Blechdosen herumkratzen. Der Sound war kein Ohrenschmaus, seine durchchoreografierte Erzeugung aber spannend. Die Gruppe ausbau.sechs führte einen in »De/Fence« märchenhaft durch Plastik-Zäune von außen nach innen, nur fehlte zwischen Exposition und abruptem Schluss leider ein Mittelteil mit Inhalt. Bei »Weltmaschine unterwegs« begegnete man kurz dem toten Weltmaschinenerbauer Franz Gsellmann und seiner Ziege. Scurril und absurd.

Den Rest hat man inzwischen gerne vergessen. Das Videoprojekt »Alonely« am Hauptbahnhof stand bei meinen zwei Besuchen sehr alonely rum – weit und breit kein Passant, der mitmachen und sich öffentlich produzieren wollte. Was zur Kernfrage führt: Wem nützt Theater ohne Zuschauer?

Und welches Publikum außer Szene-Insidern interessiert sich für »Arbeitsstände«? Die diesjährige Rodeo-Ausgabe war kein Festival, das räumte in einer Diskussion auch die Kuratorin selbst ein. Sondern ein Labor, eine Ausprobier-Plattform, eine vorzeigbar hingetrimmte Probenschau. Ohne attraktive Highlights definitiv nicht geeignet, Publikum anzulocken. Selbst notorische Besucher der freien Szene sind durch Überfülle überfordert und durch Qualitätsmangel frustriert. Zum Besichtigen von »Arbeitsständen« könnte man Schnuppertage und offene Studios veranstalten – mit echten Theaterproben. Die sind spannender als angedachte, halb fertige Konzepte.

Das Kulturreferat muss sich klar werden, ob Rodeo künftig nach außen (für Zuschauer) oder nach innen (für Theatermacher) wirken soll. In letzterem Fall wäre die Bezeichnung Festival ersatzlos zu streichen.

Ein Highlight gab's zum Schluss – und das pikanterweise nicht aus München, sondern als Gastspiel aus Stuttgart: »Infanten« von Jolika Sudermann. Da erforschen zwei Darsteller, wie Babys sprechen und laufen lernen. Das haben sich Hilde Labadie und Dwayne Thomere in einer Kita hochpräzise abgesehen. Labadie legt anfangs eine Viertelstunde lang eine so komische Baby-Schreiorgie hin, dass sie später nur noch den Mund öffnen muss, damit das Publikum lacht. Und Thomere erkundet ein Metallobjekt so obsessiv auf seine Zerstorbarkeit hin, dass er dabei zum Dreikäsehoch-Macho wird. Einfach hinreißend, wie die beiden ein winziges Thema zu großem Körpertheater machen. ||

Singulär in der Avantgarde

Eine Biografie des immer frei gebliebenen Regisseurs Alexej Sagerer.

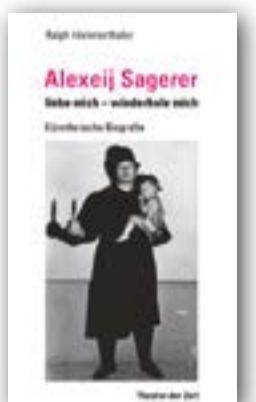
Bei Rodeo war keine Aufführung von Alexej Sagerer zu sehen. Präsent war der Theatermacher, der sich mittlerweile »Urgestein« als zweiten Vornamen zulegen könnte, trotzdem. Mit dem Autor Ralph Hammerthaler stellte der 72-Jährige seine Biografie vor, und die gibt fundiert und erhellend Aufschluss über Sagerers Arbeit und den Stellenwert seines ProT-Theaters in der freien Szene von 1969 bis heute.

Der Journalist Ralph Hammerthaler nennt sich selbst im Vorwort nicht objektiv, sondern einen Komplizen Sagerers. Beide kennen sich seit 25 Jahren, haben ungezählte Flaschen Wodka gemeinsam geleert, 2013 inszenierte Sagerer den Hammerthaler-Text »Ein Gott Eine Frau Ein Dollar«. Trotz dieser Nähe behält der Biograf einen klaren, analytischen Blick auf Sagerers Denkwelt. Wer sich je als Theaterkritiker damit herumgeplagt hat, ProT-Aufführungen enträtseln, interpretieren und bewerten zu wollen, dem wird hier Erleuchtung zuteil.

Hammerthaler schlüsselt Sagerers Begrifflichkeiten plausibel auf: Die Trennung zwischen unmittelbarem ProT-Theater und domestiziertem Repräsentations-Theater, zwischen Innen und Außen erklärt, weshalb Sagerer nie mit Schauspiel-Profis gearbeitet hat. Er verfolgt durchgehende Motive und Themenkomplexe wie die anfänglichen Bühnen-Comics, den »Tieger von Äschnapur« und das jahrelang schrittweise anwachsende »Nibelungen-Projekt«, beleuchtet die Vorreiterrolle des Regisseurs beim Einsatz von Videos auf der Bühne. Wobei Sagerer nicht unterscheidet zwischen Video- und Bühnenarbeit. Seine Performance »Küssende Fernseher« wurde 1983 zur Documenta eingeladen.

Eine künstlerische Biografie will das Buch sein: Persönliche Verhältnisse (Herkunft aus Plattling, Beziehungen zu Frauen) werden nur dann ungeschönt erwähnt, wenn sie für das Werk eine Rolle spielen. Detaillierte Aufführungsbeschreibungen erschließen, was für ein Singulär Alexej Sagerer in der bundesdeutschen Theater-Avantgarde ist. Aber fürs Kulturreferat schon zu lang dabei, um noch gefördert zu werden. || lo

RALPH HAMMERTHALER:
ALEXEJ SAGERER
LIEBE MICH – WIEDERHOLE MICH
Verlag Theater der Zeit | 302 Seiten
20 Euro



SEARCH 29. OKTOBER 2016 KAMMER 3
URAUFFÜHRUNG
INSZENIERUNG: FELIX NOTHENGÄSSLER
VON RYAN TRECHTIN

THE RE

POINT OF RETURN NO
MÜNCHNER KAMMERSPIELE
EIN PROJEKT VON UND ENSEMBLE Yael Ronen
INSZENIERUNG: Yael Ronen
URAUFFÜHRUNG: 27. OKTOBER 2016 KAMMER 1

8 1/2 MILLIONEN
NACH DEM ROMAN VON TOM MCCARTHY, VON GIESCHLAND
INSZENIERUNG: ALEXANDER GIESCHLE
URAUFFÜHRUNG: 4. NOVEMBER 2016 KAMMER 2
13 21 31
IM 194. STUFE / EIN KLEINER KLEINER
IM THEATER DER ZEIT

Anzeigen

Kunst inklusive!

Die Stadt ist grausam. Rückzugsorte
Claudia Weber und Silvia Wienefoet
17.11.2016 – 3.2.2017

Geöffnet (ohne Feiertage)
Mo – Do 8 – 17 Uhr Fr 8 – 13 Uhr
29.11. Führung Leichte Sprache
24.1. Künstlergespräch

Galerie Bezirk Oberbayern
Prinzregentenstr. 14
80538 München
gegenüber Haus der Kunst
www.kunst-inklusive.de

Soziales | Gesundheit | Bildung | Kultur | Umwelt | Heimatpflege

GALERIE BEZIRK OBERBAYERN | bezirk oberbayern

Fräulein Courage in Wittenberg



Magdalena (Lucca Züchner) trennt die Religions-Streithähne Stefan Mascheck (li.) und Markus Campana
© Digiport

»Magdalena Himmelstürmerin« plädiert in der Schauburg für Bildung und Emanzipation.

das er aus Anlass des Lutherjahres 2017 aus seinem vor drei Jahren erschienenen Roman »Magdalena Himmelstürmerin« in eine Bühnenfassung gegossen hat.

In der stumpf-dumpfen Gottesfürchtigkeit ihrer Mitmenschen, geprägt von Armut und Schicksalsergebenheit, wächst Magdalena auf. Ein geifernder Teufelsaustreiber sabbert von Fegefeuer und Hölle, wo alle vom katholischen Glauben Abgefallenen landen werden. Dazu wird als Exempel der Inquisition ein »Gottloser« von brutalen Henkersknechten malträtiert und aufgeknüpft. Wegen der Profitgier des Bergwerksbesitzers kommt Magdalenas Vater bei einem Grubenunglück um, und weil die Mutter (Verena Rendtorff) das kärgliche Witwengeld lieber für einen Ablassbrief als für eine lebensrettende Medizin ausgibt, muss auch noch der kleine Bruder sterben. Im Spießernest gibt es keine Zukunft für Magdalena. Bei einer heilkundigen Tante in Wittenberg findet sie Aufnahme und im reformatorischen Trubel geistige Anregung.

Tief und einfühlsam leuchtet Herfurtner in die Psyche dieses nach Wahrheit und Erkenntnis suchenden Mädchens, indem er den sozialen Aufstieg dieser fiktiven Magdalena Reinprecht zur selbstbewussten Titelheldin »Magdalena Himmelstürmerin« in einem spannenden historischen Bilderbogen nachzeichnet. Durch stetes Fragen und Nachfragen, durch das Erlernen von Lesen und Schreiben, durch die Lektüre und das Durchdringen von Luthers Thesen und zeitgenössischen Streit-schriften wird sie zur aufgeklärten, engagierten jungen Frau. Ohne pädagogischen Zeigefinger vermittelt Herfurtner jugendlichen Zuschauern, dass Bildung, Aufgeschlossenheit und Kritikfähigkeit zur Entwicklung einer starken Persönlichkeit beitragen.

Mit reichlich Mädchenpower hat der Regisseur Thorsten Krohn dieses Zeit- und Lebensbild aus dem Reformationsjahr 1517 in historischen Kostümen (von Ulrike Schlemm) und – ganz symbolisch – mit einem zu Bruch gegangenen überdimensionalen Kreuzifix (Bühnenbild: Andreas Wagner) auf die Bühne gebracht. Berührende Szenen wechseln bisweilen auch mit einigen allzu plakativ-melodramatisch aufgepeppten Episoden ab. Bilderstark und emotional packend ist diese Uraufführung auf jeden Fall. Und an Regiegags (Walpurgisnacht-Grusel, ein Feuerspeer und ein Ablassprediger wie aus der Geisterbahn) ist hier manches geboten. Dazu viel Trommelwirbel, Choräle und gregorianische Gesänge (von Martin Zels) zur Kontemplation der bigotten Geistlichkeit und zur Einschüchterung des katholischen Fußvolkes sowie Glocken- und Glöckchenklang bei mystischen Zeremonien. Vom achtköpfigen Ensemble, das – blitzschnell und für die Ü-11-Jährigen wohl etwas verwirrend – in die Rollen und Kostüme von zwei Dutzend Figuren schlüpft, ragen besonders Lucca Züchner als neugierige Magdalena und Markus Campana als ihr Freund aus Kindertagen, jetzt Theologiestudent und Luther-Verehrer, hervor. Regina Speiseder streicht wunderschön versponnen als Magdalenas geheimnisvolles Alter Ego die Fiedel und gemahnt als personifizierter Tod hinreißend gespenstisch an das Memento mori. ||

MAGDALENA HIMMELSTÜRMERIN

Schauburg | 18., 19. Nov. | 19.30 Uhr
21., 22. Nov. | 10.30 Uhr | Tickets: 089 23337155
theater@schauburg.net

Vormerken!

29.11. – 17.12.

GÄMSENDÄMMERUNG

Drehleier | Rosenheimer Str. 123 | 20 Uhr
Tickets: 089 | 482742 | www.theater-drehleier.de

Das hat das Zeug zum Kultstück. Der Drehleier ist letztes Jahr mit dem Bavarical »Gäm-sendämmerung« was Außergewöhnliches gelungen: Eine verwegene Mischung aus erstem Drama und knorrigem Bauerntheater. Mit lakonisch knappem Dialekt, mitrei-ßender Musik, zwei tollen Sängerinnen und wunderbaren Schauspielern. Weder volkstü-melnd noch kabarettistisch, von tragischer Wucht und dennoch sehr komisch. Geschrie-ben haben das bairische Singspiel Drehleier-Chef Werner Winkler und Martin Politowski, die Songs hat Sebastian Winkler, Werner Winklers Sohn und BR-Moderator, mit Luis-Maria Hölzl, dem Leiter der Vier-Mann-Combo, komponiert. Was das Taschentuch der Sennerin Agerl (Caro Hetényi ist die stimmungswalrige Königin der Alm und des Abends) damit zu tun hat, dass der unglück-selige Girgl schließlich seinen Wilderer-Spezil Jennerwein erschießt, muss man gesehen haben. Das ist echtes, überhaupt nicht tümelndes und höchst kunstfertiges Volks-theater – so was gibt's selten.

26.–28. Nov.

PRIVACY

Galerie der Künstler | Maximilianstr. 42
20 Uhr, 27. Nov. auch 14 Uhr
Tickets: www.satellit-produktion.de

Wie privat ist ein Leben im digitalen Zeital-ter? Welche Daten hinterlassen wir im Inter-net und was sagen die über uns aus? Ana Zirner hat ihr Leben auf www.follow-ana.de öffentlich gemacht und Algorithmen Schlüsse über ihre Person ziehen lassen. Dramaturgin Martina Missel hat sich völlig aus ihrem Online-Leben zurückgezogen und jeden Facebook-Eintrag einzeln gelöscht. Choreo-graf David N. Russo untersucht die körperli-chen Grenzen der Privatsphäre. Ihre Erfah-rungen mit digital öffentlichem und digital nicht vorhandenem Leben und den Auswir-kungen auf das jeweilige Privatleben übertra-gen sie in eine Tanz-Theater-Performance über das fiktive junge Paar Mia und Finn, das sich online kennenlernt.

HANNES S. MACHER

Wie der Star aus der Muppet-Show thront er auf einem kleinen Podest an der Bühnen-wand. Doch nicht er ist die Hauptfigur, obwohl sich alles um ihn dreht. Martin Luther, der revolutionäre Reformator, der die Welt Anno Domini 1517 mit seinen 95 Thesen veränderte, darf hier nur als sprechende Handpuppe ein paar Zitate aus seinem kritischen Statement wider Papst und Ablasshandel beitragen. Der erfolgreiche Kinder- und Jugendbuchautor Rudolf Herfurtner stellt Magdalena Reinprecht, ein 14-jähriges Mädchen aus dem brandenburgischen Städtchen Jüterbog, in den Mittelpunkt seines neuen Theaterstücks,

Schlesische Witwen und Melonen aus dem All

Auch im zweiten Teil seiner »Sphinx von Giesing« füllt Stefan Kastner einen kleinen Raum mit maximal vielen Ideen.



Rainer Haustein hat die Sphinx-Mumie (Christiane Brammer) aufgebahrt, Chorsän-gerinnen pflegen sie
© Michael Klinski

SABINE LEUCHT

Wo anfangen, wenn man sich nicht schwin-delig schreiben will? Das ist stets die Frage, wenn Stefan Kastner ein neues Werk auf die Bühne gehoben hat. Selbst wenn diese Bühne im schnuckelig kleinen Hofspielhaus steht, in dem kaum Platz ist für absurd fruchtbare heilige Hühner auf Selbstfin-dungs-Welttournee, metzelnde Markoman-nen-Krieger und riesige Chöre.

Drei Typen trugen bereits den ersten Teil der »Sphinx von Giesing«: Isabel Kott als Ella, die schon wieder nicht beweisen darf, was für eine unglaublich gute Verteidigerin sie ist, weil Berti Vogts, den sie in der Nationalmann-schaft bei der Fußball-WM 1974 hätte vertre-ten sollen, wieder gesundet ist. Man träumt

groß auf und unter dem Rasen des FC-Gie-sing, in den sich dessen Präsident wochenlang hineingewühlt hat – unter dem Perlacher Forst hindurch bis Forstenried und Deisen-hofen –, weil da der Schatz der Pharaonen-tochter vergraben sein muss oder mindestens die Hafeneinfahrt von Alexandria. Dafür kann er jetzt mit der Oma wunderbar breittreten, ob es vom Wirt in Forstenried großzügig oder knickrig war, dem vielleicht nicht Weltreisen-den, aber zumindest fleißigen München-Untergraber zwar den Wurstsalat zu spendie-ren, aber nicht die zwei Halben.

Mit derlei staubtrocken vorgebrachten Debatten lauscht »Die Sphinx von Giesing – 2. Teil« so tief in die Geistesverfassung von Men-

schen hinein, die man heute kaum noch auf der Bühne findet. Und wenn, dann wird die-sen Skrupellos-Naiven nicht so viel Liebens-würdigkeit und Melancholie zugestanden.

Kastner dagegen setzt seine Figuren schon seit Jahren beherzt und zugleich sacht hinein in das Niemandsland zwischen banalster Gschafthuberei und philosophischen oder gar göttlichen Missionen. Nichts ist ihnen je zu hoch oder zu niedrig gewesen. Den Besuch der Aufführung wert ist schon allein die gleichblei-bend stoische Haltung von Rainer Haustein als der Präsident, wenn er von Inge Rassaerts als Oma in die Erörterung seiner Brautschau-Chancen bei einer Tankstelleneröffnung in Allach hineingezogen wird oder in einer von vielen Videozuspielungen die »Sphinx« (Hof-spielhaus-Chefin Christiane Brammer) auf den Wirtshaustisch legt, als wäre es das Normalste der Welt. Nicht zu reden von Isabel Kott, bei der man sich bei jedem Kastner-Stück fragt, warum sie nicht viel präsenter ist in der Münchner freien Szene.

Dass der philosophische Über- oder Unterbau diesmal weitgehend fehlt, fällt kaum ins Gewicht. Dafür hat sich der Autor-Regisseur für sein Sphinx-Doppel ein schön schräges Äquivalent für die heiligen Hühner ausgedacht und eine Möglichkeit, auch den Müttergesangsverein wieder auf die Mini-bühne zu holen: Als schlesische Witwen, die sich so schön im Wind wiegen und mit ihrem wundersamen Urin nicht nur den Park von Schloss Linderhof wässern könn-ten, sondern auch den grabungsgeschädig-ten Giesinger Fußballacker. Kämen nicht just zur Unzeit Ellas Melonen-Freunde von ihrer Recherche in der »Weite des Seins« zurück. Hingehen! ||

DIE SPHINX VON GIESING – 2. TEIL

Hofspielhaus | Falkenturmstr. 8 | 5. Nov.
20 Uhr | 6. Nov. | 18 Uhr | 6., 7. Jan. | 20 Uhr
Doublefeature Sphinx I + II | 23. Nov. | 20 Uhr
4. Dez. | 18 Uhr | Tickets: 089 24209333
www.hofspielhaus.de

»Wow! Wir sind die Ersten!«



Mit Seilen sichert das Ensemble Niels Bormann (vo.) vor dem Abrutschen | © David Baltzer

SABINE LEUCHT

Das Ereignis fährt in die Köpfe und Körper wie ein Blitz. Dass es dabei zu Kurzschlüssen kommt, ist vermutlich normal. Jedenfalls denkt Wiebke Puls so laut wie euphorisch: »Wow! Wir sind die Ersten, nicht Berlin!« Und Niels Bormann hat der Ehrgeiz gepackt: »Wir können der Welt beweisen, dass wir das besser managen als irgendwer sonst.«

Gemeinsam mit Dejan Bućin, Damian Rebgetz und Jelena Kuljić beschauen die beiden den vermeintlichen Terrorakt von München, bei dem am 22. Juli neun Menschen getötet und vier weitere verletzt wur-

den. Und zwar streng aus der Perspektive ihrer »déformation professionnelle« als Schauspieler und Performer, die es gewohnt sind, »Rampe Mitte« zu stehen und sich, als ihre ganze Stadt an die Rampe gerückt war, mit sterbendem Handy in einem Discounter wiederfinden wie Bućin, mit den eigenen realen Kindern im Zuschauerraum wie Puls – oder wie Kuljić auf einer Probe mit den Erwartungen der Kollegen rangen, dass eine wie sie, die ja »aus so einem Kriegsgebiet kommt«, nun gefällt die moralische Führung zu übernehmen habe.

In »Point Of No Return« hinterfragt die Regisseurin Yael Ronen den Amok-Terror von München mit den Mitteln des Theaters – knallkomisch und böse.

Ursprünglich sollte die erste Münchner Arbeit von Yael Ronen von der Zukunft des Sex handeln, dann überrannte der Amoklauf von David S. die ersten Proben und es gab kein Zurück mehr. In der nun in den Kammer spielen uraufgeführten Stückentwicklung »Point Of No Return« untersucht die 1976 in Jerusalem geborene Hausregisseurin des Berliner Maxim Gorki Theaters die Gefühlsgemengelage derer, die an diesem Tag weder zu Hause noch am Tatort waren. Da wird die Tatsache, dass die Fischsuppe in der Theaterkantine wie immer schmeckt, zum Vorzeichen dafür, dass uns der Terror nicht kleinkriegt, und das fette Sockenpaket für zwei Euro besiegelt die Überzeugung, den Tod verdient zu haben.

Ronen lässt die Schauspieler stellvertretend für uns alle in ihre eigenen Köpfe schauen und dezidiert als Schauspieler agieren, die sich in Opfer wie Täter einfühlen und dabei die Grenzen der Repräsentation aufzeigen, Fragen nach dem Sinn eines Theaters stellen, das Mitgefühl weckt, aber auch mit herrlicher Spiellust zeigen, was für eine tolle Sache es sein kann: Das Theater.

Auf Wolfgang Menardis steil abfallender, von Spiegelwänden umstellter Bühne sind die Akteure anfangs mit einem einzigen Seil ver-

bunden. In Skianzügen, die man nur noch in Winterreiseführern aus den achtziger Jahren findet, sichern alle den jeweils Sprechenden und veranschaulichen so die Schwierigkeit von Gemeinschaft in Krisenzeiten. Sie legen sich in die Umrisse der Toten einer gerade auf den Bühnenboden projizierten Schießerei, folgen ihren Schritten in Zeitlupe rückwärts und forschen nach ihren letzten Gedanken. Kann ich mir vorstellen, so einer zu sein? Sollte ich?

Dass dieser knallkomische und böse Abend auch voll von vergleichbar popelig anmutenden Nebengeräuschen ist – so nutzt der stets leicht angewidert wirkende Damian Rebgetz jede Gelegenheit, sich für rassistische und sexistische Allgemeinplätze auf eine Weise zu entschuldigen, die sofort neue produziert –, mag man zynisch finden. Die Regisseurin und ihr Team aus Individualisten lassen aber auch diesen Zynismus nie aus dem Fokus. Sie brandmarken die Menschheit als einen maroden Haufen und nehmen sich selbst nicht aus. ||

POINT OF NO RETURN

Kammerspiele, Kammer 1 | 12. Nov.

20.30 Uhr | 29. Nov. | 20 Uhr

Tickets: 089 23396600

www.muenchner-kammerspiele.de

Auch Wörter haben einen Körper

Ein Video-Film auf der Bühne – ganz ohne Video: »The Re'Search« in den Kammerspielen.

GABRIELLA LORENZ

Ein Movie ohne Filmbilder? Mal eine neue Idee. In der Kammerspiele-Uraufführung »The Re'Search« auch plausibel. Denn Felix Rothenhäusler inszenierte das Drehbuch des gleichnamigen 40-minütigen Video-Movies, das Ryan Trecartin 2009/10 schuf. Der 35-jährige US-Künstler Trecartin ist der neue Star der

Post Internet Art, sein Movie (so nennt er das zur Abgrenzung von Video und Film) fängt das Lebensgefühl der Digital Natives ein, die nur noch bruchstückhaft über virtuelle Oberflächen kommunizieren. Das ist (im Original zu sehen auf Vimeo) ein visuelles Mash-up, ein rasendes Bildgewitter von posenden jungen Menschen mit kakophonischem Dauergekreisch aus Alltags-Satzfetzen. Wie (und wieso) sollte man das auf die Bühne bringen?

Felix Rothenhäusler verzichtet klug auf jede technische Bebilderung und konzentriert sich auf die in Denglisch übersetzte Tonspur. Auf der leeren Spielfläche vor einer breiten Spiegelwand übersetzen drei fabelhafte Schauspieler diese Tonspur in Körpersprache. Weil sie jedes Wort

gestisch illustrieren, wirkt das auch noch wie eine Gebärdenübersetzung für Gehörlose.

Brigitte Hobmeier, Julia Riedler und Thomas Hauser in schwarzem Sport-Dress zeigen eine furiose Choreografie aus Posen, Eitelkeiten, Konkurrenzkämpfen (auch handfest von den Damen ausgeht), Manipulationen der anderen und stets neuen Selbstdarstellungen. Mit dem Sledgehammer (Titel eines Songs von Peter Gabriel und einer US-Krimiserie), dem Vorschlaghammer, würden sie gerne dreinschlagen, Verzweiflung und Sehnsüchte besingen sie gelegentlich und zum Schluss sogar harmonisch gemeinsam.

Das ist eine Art Ballett-Exercice für Schauspieler, eine Etüde für Virtuosen. Man schaut

ihnen gespannt zu, bewundert die Präzision und Schnelligkeit, mit der sie die verhackstückten Sprachfetzen rhythmisieren und körperlich umsetzen. Nach einer Stunde reicht's allerdings. Immerhin: Mal eine Kammerspiele-Produktion ohne die allgegenwärtigen Videos auf der Bühne! Die annoncierte Lightshow vor der Vorstellung beschränkte sich bei der Premiere übrigens auf An- und Abschalten der Neonbeleuchtung mit Popgedudel. ||

THE RE'SEARCH

Kammerspiele, Kammer 3 | 6. Nov.

19 Uhr | 29., 30. Nov. | 20.30 Uhr

Tickets: 089 23396600 | www.kammerspiele.de

Anzeigen

Wo ist meine Nische?

Das fragt sich Beatrix Doderer in ihrem ersten Kabarettsolo »Vor der Hochzeit und schon Witwe«.

GABRIELLA LORENZ

Die Schauspielerin hat Kabarett-Erfahrung: Mit ihrem Lebensgefährten Jörg Hube zusammen schrieb und spielte Beatrix Doderer 2004 das Satire-Stück »Sugardaddy«, das aus dem Fraunhofer-Theater in den Marstall wanderte. Ein Jahr nach Jörg Hubes Tod war sie 2010 im Programm »Ohne Limit« Mitglied des Lach & Schieß-Ensembles. Jetzt wagt sie sich an ihr erstes Solokabarett »Vor der Hochzeit und schon Witwe«. Inspiriert zu dem Titel hat sie das Drama »Bluthochzeit« von Federico Garcia Lorca, in dem eine Braut während der Hochzeitsfeier dem Bräutigam mit ihrem Geliebten durchbrennt und am Ende beide Männer tot sind.

Wenn der verstorbene Mann nicht reich war, muss eine Witwe oft zusehen, wie sie sich finanziell durchschlägt. Und das – nicht der Witwenstand – ist das zentrale Thema dieses Episoden-Programms: Wie verdient man als selbstständige Künstlerin sein Geld? Beatrix Doderer kennt das Problem – nach 20 Jahren im Ensemble der Kammerspiele und des Residenztheaters arbeitet sie seit fünf Jahren frei. Sie weiß, wie wichtig es ist, sich gut zu vermarkten, und genau das fällt ihr schwer. Ihre Bühnenfigur versucht sich eine Künstlerinnen-Existenz zu sichern und klappert die Literatur nach Rollen ab. Dabei begegnen ihr die Witwe Aljona Iwanowna aus Dostojewskis »Schuld und

Sühne«, die als reiche Pfandleiherin ermordet wird, Ingeborg Bachmanns Undine, die in der Erzählung »Undine geht« mit den Männern abrechnet, und Pippi Langstrumpfs brave Freundin Annika. Die ist ein Relikt aus Doderers Kindheit.

»Vor der Hochzeit und schon Witwe«: »Das meint einen Zeitpunkt, an dem noch alles offen und nichts entschieden ist, einen Moment, der zählt, in dem die Koordinaten gelegt sind und man die Freiheit hat, das Richtige zu ergreifen«, sagt Doderer. »Es geht um den Beruf, um Neoliberalismus, Machtstrukturen, ressourcenorientiertes Denken und Selbstoptimierung: Wie komme ich als selbstständige Frau in dieser Welt klar? Welche Rollen kriege ich als Witwe noch auf der Bühne?«

Wie ein Maulwurf habe sie sich in das bierernste, trockene Thema reingearbeitet, erzählt die Schauspielerin und hofft, dass ihre selbst geschriebenen Texte möglichst humorvoll gelungen sind. Ihr Angebot könne man durchaus emanzipatorisch und feministisch nennen, nur möchte sie nicht so abgestempelt werden: »Es geht um Zusammenhalt, Sich-nicht-Verlieren, um unsere Kraft und um die Nischen, die doch gerade die Kulturwelt reich machen.«

Seit Beatrix Doderer freiberuflich ist, arbeitet sie doppelt so viel wie vorher. Sie spielt häufig an österreichischen Theatern,

steht im Resi in dem Dauerbrenner »Bunbury« als Miss Prism auf der Bühne, unterrichtet an den Kunsthochschulen in Stuttgart und Linz, ist mit Lesungen unterwegs und hat zwei Mal bei Kabarettprogrammen ihrer Freundin Luise Kinseher Regie geführt. Mit ihrem Solo nimmt sie sich auch neue Freiräume: »In der Zusammenarbeit mit Jörg war ich immer der strenge Weißclown. Jetzt kann ich von allem etwas sein.« ||



Die Schauspielerin verharret nicht in Trauer wie auf dem Plakat, sondern kümmert sich ums Überleben © Janine Guldener

VOR DER HOCHZEIT UND SCHON WITWE
Fraunhofer-Theater | Fraunhoferstr. 9, Rgb.
10.–12. Nov. | 20.30 Uhr | Tickets: 089 267850
info@fraunhofertheater.de

Ausflug in die Schauerromantik

Andreas Seyferth, Ardhi Engl und Urte Gudian setzen Oskar Panizzas »Menschenfabrik« multimedial um.



Der Kreative Ardhi Engl lenkt, die Kunstfrauen Urte Gudian und Kathrin Knöpfle tanzen dazu, der Wanderer Andreas Mayer (v. li.) staunt | © Hilda Lobinger

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Es zirpt und wabert im Halbdunkel, Schleifen und Trappeln und Klacken tönt aus allen Ecken, als ob Tiere herumtschlichen. Ein Mann sitzt zusammengesunken am Boden und fürchtet sich. Es ist der Wanderer aus Oskar Panizzas Science-Fiction-Groteske »Die Menschenfabrik«, die der Autor selbst als Komödie bezeichnete. Panizzas Werk erregte zu seinen Lebzeiten (1853 bis 1921) Skandale und brachte ihn für ein Jahr ins Gefängnis. Die letzten 16 Jahre seines Lebens verbrachte der einstige Irrenarzt in Heilanstalten, sein Werk wurde erst Ende der 1960er Jahre wiederentdeckt, vor allem das antikatholische Drama »Das Liebeskonzil«.

Dem Wanderer (Andreas Mayer) ist nicht wohl in seiner Haut, mitten in der Nacht. Kurz vor zwölf Uhr stößt er auf eine Industrieanlage, ein schwarzes Männlein öffnet die Tür, führt ihn herum und zeigt stolz seine Werke: künstliche Menschen, im Ofen gebacken, in allen möglichen Formen und Erscheinungsweisen. Zwischen ihm und dem Wanderer entspinnt sich ein Disput darüber, ob man das dürfe: Menschen herstellen. In den Philosophen, die der Wanderer anführt, wittert das Männlein Geschäftskonkurrenten. Wo der Wanderer moralisch argumentiert, kennt das Männlein nur den kaufmännischen Nutzen. Das erinnert an heutige Diskussionen um künstliche Intelligenz und wie weit sie gehen darf.

Andreas Seyferth hat im Theater Viel Lärm um Nichts aus dem kurzen Prosatext eine multimediale Exkursion in die Welt der Schauerromantik inszeniert, die maßgeblich von der musikalischen Ausgestaltung durch Kreative Ardhi Engl getragen wird, der hinten im dunk-

len Bühnenraum zwischen verschiedenen Kabinen auf einem Podest thront. Engl und Bühnenbildner Peter Schulze haben auch die Videos erstellt, die in zwei weißen Kabinen die Geschichte illustrieren, mal ein Menschenkauleidoskop abbilden, mal ein Körperteilekarussell, mit Nullen und Einsen spielen oder mit grafischen Mustern. Urte Gudian und Kathrin Knöpfle setzen die Geschöpfe dieser Fabrik tänzerisch und performativ um und erschaffen eine »Hoffmanns Erzählungen« beschwörende, roboterhafte Olympia-Ästhetik. Dafür hat Johannes Schrödl sie in schlichte grafische Gewänder gesteckt, während Wanderer und Männlein historisierende Kostüme tragen.

Margrit Carls ist das schwarze Männlein. Zierlich sitzt sie im Rollstuhl, verhüllt und versehrt, mit Kopfverband. »An meinen Menschen ist nichts krankhaft oder hilflos«, trumpft sie auf, dass man hinter aller trockenen Komik ihrer Krämerseele doch ein verletztes Wesen vorbeihuschen zu sehen meint. Andreas Mayers Wanderer kommt dagegen eher schlicht daher in seinem Bemühen, dem rationalen Denken zum Sieg zu verhelfen. Einen Seitenhieb auf die Gegenwart erlaubt Seyferths Inszenierung, die sonst sehr dem Atmosphärischen verhaftet ist, sich, wenn Kathrin Knöpfle als ferngesteuerter Smartphone-Zombie vorbeikommt. Und dann ist der Spuk auch schon vorbei. ||

DIE MENSCHENFABRIK
Theater Viel Lärm um Nichts | bis 3. Dez.
Do bis Sa, 20 Uhr | nicht 1. Dez. | Tickets: 089 82929079 | www.theaterviellaermumnichts.de

Anzeige

DER AUFSATZ
von Antonio Skármeta
Premiere 12. November 2016

www.schauburg.net
schauburg
Theater am Elisabethplatz



Neben der selbstbewussten Korsett-Geschäftsfrau (Katharina Pichler) hält sich Elisabeth (Valerie Pachner) im Hintergrund | © Thomas Dashuber

PETRA HALLMAYER

»Hope« steht in kritziger Kreideschrift auf der Bühnenwand. Viel mehr als Hoffnung hat Elisabeth nicht, als sie hereinkommt. Die aber möchte sie sich nicht nehmen lassen. Weil sie ohne Wandergewerbeschein gearbeitet hat, muss sie eine Strafe zahlen und versucht ihren Körper an die Anatomie zu verkaufen. Geduldig gebannt schaut sie zu, wie der Präparator mit gruseligem Selbstverständnis an einer Frauenleiche herummetzelt.

In gekonnt inszenierten großen Bildern erzählt David Bösch die Geschichte von einer, die sich nicht unterkriegen lassen will und dennoch untergeht, die in einer rundum ökonomi-

sierten Ego-Gesellschaft in die Mühlen einer kafkaesken Bürokratie gerät. Um die Erbarmungslosigkeit zu demonstrieren, mit der sie zugrunde gerichtet wird, dafür mochte Bösch nicht auf Horváths »kleinen Totentanz« allein vertrauen. So montiert er eine Szene aus »Geschichten aus dem Wiener Wald« ein, landet seine Elisabeth in einem Strip-Club, von einer brutalen Vaterstimme verhöhnt, und auf dem Strich, wo ihr ein Freier mit Spucke Geldscheine ins Gesicht klebt. Daneben sehen wir still konzentrierte und wunderbar zarte Momente, wenn sich etwa Elisabeth und der Polizist Alfons (Till Firit) erst scheu, dann übermütig verspielt ein-

Ein Stehaufmädchen stürzt ab

Seltsam entrückt: David Böschs Inszenierung von Horváths »Glaube Liebe Hoffnung« im Residenztheater.

ander annähern. Mit romantischer Liebe hat das nichts zu tun, und doch darf hier für Augenblicke die Möglichkeit von Glück aufscheinen. Valerie Pachner ist ein schönes Stehaufmädchen, ein tapfer-trotzig zuversichtliches Menschenkind, das sich von einem Strohhalm zum nächsten hangelt, wengleich es ihr nicht gelingt, Elisabeths Absturz in die Hoffnungslosigkeit in allen Nuancen auszuspielen.

Bösch weiß, wie man an die Gefühle der Zuschauer appelliert, dennoch greift der Abend nicht wirklich ans Herz, bleibt man merkwürdig unberührt. Das liegt nicht zuletzt an den Dissonanzen der Inszenierung, in der fein komponierte neben grob verpolterten und schrill plakativen Szenen stehen, wenn etwa Elisabeths Chefin (Katharina Pichler) sie drangsalirt oder ein Rollstuhlfahrer auf dem

Wohlfahrtsamt herumkreischt. Es ist, als würde dem Regisseur immer wieder die Hand am Tonregler verrutschen.

Am Ende aber rückt er Horváths Stück doch noch kurz nahe zu uns heran. Da schaukelt die Tote auf einer Neonlampe hoch hinauf. »Ich hab kein Glück«, erklärt Alfons angesichts der von ihm auf die Rutschbahn ins Nichts verstoßenen Elisabeth. Die ignorante Selbstbezogenheit dieses Jedermann ist uns allen nur allzu vertraut. Davon können wir uns endlich nicht mehr bequem distanzieren. ||

GLAUBE LIEBE HOFFNUNG
Residenztheater | 10., 15., 30. Nov.
19.30 Uhr | Tickets: 089 21851940
www.residenztheater.de

Insel der wilden Burschen

Mit Herzblut: Christian Stückls Shakespeare-Version »Der Sturm« im Volkstheater.

HANNES S. MACHER

Ein gewaltiger Sturm tobt über dem Mittelmeer. Grelle Blitze zucken unaufhörlich, und ohrenbetäubender Donner grollt fürchterlich. Die Segel des Schiffes blähen sich bis zum Zerreißen auf, und die Seeleute brüllen vor Angst. Prospero hat den Sturm entfacht, der das Schiff des Königs von Neapel am Strand seiner Insel zerschellen lässt. Eine herrlicher, wild-wüster Vorgeschmack auf die folgenden eineinhalb Stunden, die der Volkstheater-Intendant auf die Bühne knallt: Theater mit Herzblut, manchmal hart an der Grenze zum allzu Deftigen und zum Klamauk, aber mit Furor in Szene gesetzt.

Auf den verkeilten Planken des zerborstenen Schiffes (Bühnenbild: Stefan Hageneier) tobt der Kampf zwischen Prospero, dem rechtmäßigen Herzog von Mailand, und sei-

nem Bruder Antonio, dem er einst die Regierungsgeschäfte überließ. Undank ist der Welten Lohn, weshalb Antonio sich hinterlistig mit König Alonso von Neapel verbündete, um Prospero zu stürzen und zu vertreiben. Jetzt sind sie ihm ausgeliefert. Und Prospero kann sich mit magischen Kräften alle und alles untertan machen. Da wird niemand geschont, weder der wilde, ungeschlachte Caliban (Timocin Ziegler), den er mit Hilfe der Geister zum Sklaven erniedrigt hat, und schon gar nicht die gestrandeten Blaublütigen, all die von Ehrgeiz zerrissenen, machtbesessenen Emporkömmlinge, Intriganten, Mafiosi und Raufbolde wie Antonio (Roman Roth), König Alonso (Nicholas Reinke), dessen Bruder Sebastian (Mehmet Sözer) und deren halbseidenes Gefolge. Der Kapitän des

kaputten Schiffes (Jean-Luc Bubert) und sein Bootsmann (Jakob Gessner) stolpern im Suff krakeelend über die Reste ihres zermalmt Potts. Lauter total kaputte Typen im Tollhaus, das Stückl in rasantem Tempo und köstlich grellen Bildern als Action-Feuerwerk über die Bühne rauschen lässt. Und inmitten dieses Chaos gibt Prospero (Pascal Fligg) keinen – wie üblich – altersweisen Philosophen ab, sondern einen jüngeren Intellektuellen, der mit den Ideen der Humanität punkten möchte, doch bei dieser Ansammlung von Radaubrüdern beinahe verzweifelt.

Wunderschön sind in dieser von Stückl sowohl klug gekürzten als auch um pralle Prollheiten erweiterten Fassung von Shakespeares Stück aus dem Jahre 1611 die Liebeszenen zwischen Prosperos ebenso sexsüchtiger wie zickiger Tochter Miranda (Carolin Hartmann) und ihrem verschüchterten Lover-Prinzen Ferdinand (Jonathan Müller) sowie Thomas Kylau als in Ehren ergrauter Hofrat Gonzalo – er zeigt gepflegte Schauspielkunst alter Schule. Ungemein anrührend spielt der 14-jährige Enno Haas den Luftgeist Ariel, der in den Schiffstrümmern immer wieder auftaucht, um das Geschehen püffig-verschmitzt zu kommentieren: hinreißende Momente in dieser erfrischend quirligen Neuinszenierung. ||



Herrscher sein? Das verspricht der Eingeborene Caliban (Timocin Ziegler) den versoffenen Seeleuten (Jean-Luc Bubert und Jakob Gessner, v. li.) | © Arno Declair

DER STURM
Volkstheater | 8., 28., 29. Nov. | 1., 9., 14., 15., 25. Dez. | 19.30 Uhr | Tickets: 089 5234655
www.muenchner-volkstheater.de/karten/kasse

Anzeigen

SIMPLE DINGE

Alltägliches zwischen Skulptur und Malerei von Tom Früchtl und Axel Lieber

Neue Galerie Dachau
17.9. bis 20.11.2016

www.dachauer-galerien-museen.de

@hisonauten
bavaricum
Akademie für Kulturgeschichte

2016/17
Herbst/Winter

Hofklatsch, Raubkunst, nackte Männer ...

Fakten & Kuriosa aus dem bayerischen Kosmos

Programm unter
www.hisonauten.de/bavaricum

Foto: Frank Eirund

Metropol THEATER

DER SAMMLER DER AUGENBLICKE

von Quint Buchholz
Regie: Jochen Schölch

Mit: Gerd Lohmeyer und Jolanta Szczelkun

„es ist einfach nur wunderschön“ (AZ)

„Dass er ein Zauberer ist, wussten wir ja schon immer, aber jetzt entpuppt sich Jochen Schölch auch noch als waschechter Heiler. (...) man kann sich einfach zurücklehnen und hineinfallen lassen in diese traumzarte Multimedia-Show“ (tz)

„wundersames Spiel der Bildebenen (...) das hat ein zauberhaftes, träumerisches Eigenleben“ (SZ)

Wiederaufnahme ab 11.12.2016

Metropoltheater
Floriansmühlstraße 5
80939 München
U6 Freimann

Kartenbestellung unter
0 89/32 19 55 33
info@metropoltheater.com
www.metropoltheater.com

Maul halten ist die Devise rechtsradikaler Terroristen und ihrer Freunde. Die Darsteller reden hoffentlich | © Franz Kimmel

Es ist was faul im Rechtsstaat Deutschland

Im zweiten Teil ihrer NSU-Trilogie nimmt die Regisseurin Christiane Mudra sich die Parallelwelt der V-Männer vor.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Dass sie kein Durchhaltevermögen hätte, kann man Christiane Mudra nicht nachsagen. Seit 2013 sitzt die Regisseurin regelmäßig stundenlang im NSU-Prozess in München. Und nicht nur dort. Auch den NSU-Untersuchungsausschuss in Berlin, der unter anderem offene Fragen hinsichtlich der Arbeit der Behörden klären soll, besucht sie regelmäßig. Wenn es interessant wird, müssen die Zuschauer aber meistens gehen. Und die Parlamentarier dürfen aus obskuren Geheimhaltungsgründen nicht über das reden, was sie erfahren haben. Transparenz sieht anders aus.

»Off the record« rückt der ein oder andere aber doch gelegentlich mit Infos heraus, und wenn es nur ist, um sich selber von jeder Verantwortung reinzuwaschen. Also besteht Christiane Mudras gleichnamiges Live-Hörspiel nicht nur aus Fakten und O-Tönen des Prozesses und Untersuchungsausschusses, sondern auch aus inoffiziellen Äußerungen aller möglichen Personen aus dem Umfeld der NSU-Ermittlungen. Fiktiv ist in dieser Performance nicht mal eine halbe Seite Text. »Die ganze Geschichte ist so krass, da muss man nichts mehr draufsetzen«, meint Christiane Mudra dazu. Drucken könne man vieles in

einer Zeitung trotzdem nicht. Aber: »Das Theater kann Behauptungen aufstellen, für die Journalisten es schwarz auf weiß brauchen.« Das sei der Vorteil der Kunst.

Hätten wir einen US-amerikanischen Blockbuster vor uns, käme ein redliches Mitglied des Untersuchungsausschusses einer Verschwörung der Geheimdienste auf die Spur und würde einen unabhängigen Richter dafür gewinnen, diejenigen, die sich an der Verfassung vergehen, mit aller Macht des Gesetzes zu bestrafen. Wir sind aber nicht in Hollywood und auch nicht in Wolkenkuckucksheim, trotzdem, ein wenig Utopie gönnt sich Mudras Performance am Schluss schon. Auch wenn diese Utopie letztendlich nur imaginiert, was eigentlich in einem Rechtsstaat geschehen müsste.

»Off the record – Die Mauer des Schweigens« bringt Prototypen zusammen: den redlichen Parlamentarier, der ernsthaft an der Aufklärung des NSU-Terrors und der Rolle der Geheimdienste darin interessiert ist, den Journalisten auf der Suche nach der Story und drei fiktive Vertreter von Verfassungsschutz, Bundesanwaltschaft und Regierung. Es gehe schon lange nicht mehr um ein paar wild

gewordene Nazis, die Leute umbringen, sondern um eine Staatskrise, in der die Institutionen ihre Funktionen nicht mehr erfüllen, meint Christiane Mudra, die inzwischen so sehr in dem Thema drin ist, dass sie Namen, Orte, Daten, Strafrechtsgüter parat hat wie eine wandelnde Wikipedia. Und eins und eins zusammenzählt: »Wer ist gemeinsam mit wem durch welche Skandale gegangen? Sehr erhellend!« Ihr geht es um nichts weniger als den demokratischen Grundwert der Gewaltenteilung, sie will den Zuschauern zeigen, dass dieses Kontrollsystem schlicht nicht mehr stattfindet, wenn V-Männer nicht vor Gericht aussagen und noch nicht mal ihre sogenannten Führer der Justiz Rede und Antwort stehen müssen.

Christiane Mudras vorige Arbeit »Wir waren nie weg« über Kontinuitäten rechtsradikaler Verbrechen führte das Publikum bei einem Stadtspazierung zu Orten des Geschehens, begleitet von Spielszenen in Westernmanier. Die Verschleierung von Verbrechen mithilfe der Geheimdienste findet wesentlich abgeschotteter statt. Die Zuschauer im



HochX sollen in eine beängstigende Atmosphäre von Kontrolle und Überwachung eintauchen, erleben die Begegnungen der Protagonisten nur als Hörspiel, und das im Dunklen. Dagegen schneidet Christiane Mudra als Bilder kurze Stummfilmszenen und die Altraumbene des Parlamentarier auf vier Leinwände. In einer Art Zweispurperformance müssen die Zuschauer ihre Konzentration auf Bild und Ton teilen. Eine Ebene bleibt immer im Verborgenen, so wie die Machenschaften der rechtsradikalen V-Männer und ihrer Führer. ||

OFF THE RECORD – DIE MAUER DES SCHWEIGENS

HochX | Entenbachstr. 37 | 5., 6., 10.–13. Nov. 20 Uhr | Tickets: 089 90155102
www.theater-hochx.de

Neue Weltordnung?

Welche Rollen darin Technologie und Macht spielen, untersucht das Rohtheater in der Performance-Reihe »Empire«.

CORNELIA FIEDLER

Unbeholfen, fast menschlich wirken die alten Tageslichtprojektoren neben den Beamern mit ihren perfekten Visuals. Unterstützt von Bülent Kullukcu, Dominik Obalski und Anton Kaun alias Rohtheater, leisten die Modernisierungsverlierer folgsam ihren Performance-Dienst ab, mit bunten Folien, leichter Unschärfe und gelegentlichem geriatrischen Wackeln. Neue Technologien und Macht, das sind die beiden Pole der Performance-Reihe »Empire«, die bis Januar in wechselnden Formen versuchen wird, den Wälzer »Empire. Die neue Weltordnung« von Antonio Negri und Michael Hardt in einer »Metacollage« zu fassen zu kriegen.

Zu assoziativen Bildern von Menschen und Massen, vergilbten Fotos von Kolonialverbrechen und kruden technischen Zeichnungen

sind in Teil eins Zitate zu Herrschaft und Fortschritt zu hören. Ernst Bloch, Michel Foucault, Karl Kraus. Dabei spricht die Stimme aus dem Off so bodenständig untheatral, dass die schweren Gedanken etwas freundlich Zugängliches bekommen. Sie hallen nach, während Kaun in komischer Konzentration einen Fisch mit zwei Samurai-Schwertern zerlegt, mischen sich mit den schwebenden, knarrenden, plockernden Elektrosounds. Zu quietschbunten Animationsfilmchen wird zwischendurch ein aus einem Manga entlehnter Science-Fiction-Krimi erzählt: eine Mordserie an hyperintelligenten Robotern, die ihren Schöpfern wie auch dem Ermittler haushoch überlegen sind. Der oder die Mörder sind noch nicht gefasst, die Motive unklar, Fortsetzung folgt: in den nächs-

ten Live-Installationen, als Film, als Konzert und Hörspiel – am 16. Dezember ist dabei Schauspieler Samuel Koch als Special Guest angekündigt. Dass die Performer ihren Erzählkosmos über mehrere Abende ausdehnen, erinnert ans Seriengucken vor Netflix: Vor der nächsten Folge bricht zwangsläufig erst mal die Realität ein, und das ist gewollt. So könne »der fiktionale Alltag der Serie in den realen Alltag eindringen, ihn affizieren und Wahrnehmungsverchiebungen ermöglichen«. Und vielleicht sind die Episoden von »Empire« ja letztlich auch nur Bausteine in der Hypercollage, an der jeder von uns tagtäglich bastelt. ||

Anton Kaun sezziert einen Teddy
© Anna Huber



EMPIRE

Rohtheater | Container-Collective, Atelierstr. Ecke Friedenstr./Ostbahnhof #2: 11. Nov. | Favoritar, Damenstiftstr. 12 #3: 23. Nov. | Kösk, Schrenkstr. 8 #4: 16. Dez. | #6: 28. Jan. jeweils 20.30 Uhr | #5: Ausstellung 26.–29. Jan. | 13–21 Uhr Tickets: generationaldi@gmx.de

In 354 Tagen nicht ganz um die Erde

Pandora Pop pimpt Aaron Austin-Glens Reisefotoshow im Pathos zur Performance.

Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erleben. Aaron Austin-Glen hat auf dem Weg von London nach Brisbane sicher einiges erlebt, ist er doch nicht ins Flugzeug gestiegen, sondern hat sich aufs Rad gesetzt. Über die Niederlande, Deutschland, Österreich, Slowenien, Kroatien, Bosnien-Herzegowina, Montenegro, Serbien, Mazedonien, Bulgarien und Griechenland rüber nach Istanbul. Weiter ging es die lange Schwarzmeerküste entlang, durch Georgien und Aserbeidschan in den Iran. Hier endet seine Reise erst einmal, zumindest im Pathos Theater, wo Pandora Pop aus der Reise

des Australiers um die halbe Welt die Performance »somewhere else but now« gemacht hat. Die besteht aus hübschen Landkarten, die an der Wand hängen, auf selbige projiziert werden oder als T-Shirts Körper umhüllen. Oder sie werden abgefilmt, und die Performer lassen nette Papprequisiten drüberhoppeln und die Reise illustrieren. Außerdem spielen jede Menge Selfies von Austin-Glen allein oder mit Reisekumpanen eine bedeutende Rolle, auf die Anna Winde-Hertling, Norman Grotgut und Gunnar Seidel wie Nummerngirls deuten, und dann gibt's noch Reenactment-Szenen, in

denen sich die drei Alter Egos Austin-Glens Geschichten aneignen. Zum Beispiel wie er einmal in den Bergen in ein schlimmes Unwetter kam. Oder wie er in der iranischen Wüste im Zelt sitzt und übel klischeehafte, kauderwelschende Monsterschnurrbartträger ihn in die Zange nehmen. Mithilfe eines Green Screen landen Gunnar Seidel und Anna Winde-Hertling in der Modellwelt auf dem kuscheligen Wohnzimmerpodest mit beleuchteten Globen, das hat dann was von Liliput. Pandora Pop hat ein paar hübsche Ideen, die Glaskugel, in der man in die Zukunft sehen kann, ist wirklich eine zauberhafte Bastelei. Doch inhaltlich bleibt der Abend sehr dünn. Auch wenn sie sich ostentativ gegenseitig mit (Fake-)Handys filmen und Winde-Hertling die ewigen Son-

nenuntergangsfotos beklagt, bleibt die Kritik am Suhlen in der eigenen Befindlichkeit und der Imitation of Life auf Facebook, Instagram und Twitter doch sehr an der Oberfläche. Von den Ländern, durch die Austin-Glen fuhr, erfährt man fast nichts. Und beim angeblichen Live-Skype mit der Freundin in Istanbul wird die katastrophale politische Lage in der Türkei völlig ausgeklammert. Aber immerhin startet Alter Ego Gunnar Seidel direkt vom Iran auf den Mond. Flucht in fremde Welten. || CW

SOMEWHERE ELSE BUT NOW

Pathos Ateliers | Dachauer Str. 112 10.–12. Nov. | 20 Uhr | Tickets: 0152 05345609
www.pathosmuenchen.de

Alles am besten machen

CLEA ALBRECHT

Mit Antritt von Igor Zelensky als neuem Leiter des Bayerischen Staatsballetts diesen Herbst sieht man jetzt im Münchner Nationaltheater eine ganze Reihe neuer Gesichter. Einen der Neuzugänge kennt man hier schon vom Gastspiel 2007 des St. Petersburger Mariinsky-Balletts: den damals erst 22-jährigen, aber schon vielversprechenden Vladimir Shklyarov. Dem Mariinsky, wo er zum Ersten Solisten aufstieg, immer noch in Dankbarkeit verbunden, entschied sich Shklyarov dennoch, zusammen mit seiner Frau, der Mariinsky-Ballerina Maria Shirinkina, und dem 18 Monate alten Sohn Alexei, zum Wechsel nach München.

Wir sind im Probenhaus am Platzl verabredet. Shklyarov kommt verspätet aus einer »Bayadère«-Probe. Hungrig? »Nein, nein«, lehnt er das Angebot von Pressereferentin Annette Baumann, ein Sandwich zu holen, ab. Und düst nach dem Gespräch gleich wieder in eine »Spartacus«-Probe.

Für die neu Engagierten ist der Einstieg doppelt hart: Drei bis vier für sie ja noch unbekannte Ballette müssen sie zur Zeit parallel einstudieren. »Mir ist es lieber so, als im Theater herumzusitzen«, bemerkt Shklyarov wie nebenbei. »Ich sehe ja, wie viel Igor Zelensky arbeitet. Er ist immer da, macht schon vor unserer 10-Uhr-Morgenklasse sein eigenes Training.«

Das ist offensichtlich seit seiner Kindheit so bei Shklyarov gewesen: sich mehr als hundertprozentig in eine Sache hineinzustürzen. In seinem ersten Unterricht in Körpertraining und Volkstanz, erinnert er sich, »da wollte ich schon immer am höchsten springen, eben einfach alles am besten machen, genau so später an der Waganowa-Akademie. Das war zunächst für mich einfach nur Sport.« Und wie kam er überhaupt zum Tanz?

Die Kunst ohne Worte

»Meine Mutter begeistert sich für jede Art von Kunst, für Literatur, besonders aber für die Bewegungskünste, ob Gymnastik oder Eislaufen. Ballett liebt sie besonders – sie wäre gerne Tänzerin geworden«, erzählt er mit einem gewissen Stolz. »Als ich dann im Mariinsky tanzte, schaute sie sich jede meiner Vorstellungen an. Sie war meine strengste Kritikerin.« Und da war wohl noch eine Art zweite Mutter: »Jeden Abend, nach dem Unterricht in der Waganowa-Akademie, half mir eine Frau mit den Hausaufgaben. Sie weckte in mir ein Vertrauen, bestärkte mich immer wieder: Du kannst springen, du kannst drehen. Und das brauche ich, wenn ich auf die Bühne gehe, dieses Gefühl, dass ich das Beste gebe bei dem, was ich gerade mache, gleich ob es eine große Rolle ist oder nur stilles Dastehen mit einem Requisit in der Hand. Ich muss mich ganz tief innen in der gerade auszuführenden Partie fühlen.«

Bei Fragen zu tanztechnischen Schwierigkeiten oder Fortschritten während der Ausbildung springt Shklyarov lieber gleich zu dem, was ihn bereits ganz früh grundlegend interessiert: »Wir Akademie-Schüler durften in die Vorstellungen, und ich habe in dieser Zeit wirklich alle Ballette des Mariinsky-Repertoires gesehen, »Cinderella«, »Dornröschen«, »Le Corsaire«, »Das kleine bucklige Pferdchen« und und und. Und jeweils mit all diesen großen Tänzern und Tänzerinnen: Natalia Dudinskaja, Inna Zubkowskaja, Boris Bregwadze, Farukh Ruzimatov, Uliana Lopatkina. Da habe ich plötzlich verstanden, dass Ballett Kunst ist, Kunst ohne Worte.« Durch die älteren Stars wie die Dudinskaja habe er auch noch den früheren Stil, »die alte Schule« des Mariinsky erlebt. Aber gerade die Geschichte, die kleinen und großen Veränderungen des Balletts seien für jeden Tänzer sehr wichtig. Auf diese, der Technik, der Knochenarbeit des klassischen Tanzes übergeordnete Ebene hebt er immer wieder ab: »Für mich ist Ballett nicht durchtrainierte Körperlichkeit. Ballett ist Kunst, die aus der Seele, dem Geist kommt«, sagt er mit einer Schlichtheit, die ihn glaubwürdig macht. Thomas Mayr, erster Ballettmeister des Ensembles, der mit ihm die Rolle des Solor aus »La Bayadère« probte, hält ihn für eines der größten Talente schlechthin: »Shklyarov durchdenkt alles im Detail, bei jedem Schritt, jedem Sprung, auch noch jeder Pose – und immer mit seiner feinen Musikalität. Diese Sorgfalt, dieses tiefe Interesse, das sieht man selten. Allein, wie er läuft, dieser Atem in der Bewegung – er ist ein Künstler.« Ohne Zweifel – so wie er in Balanchines »Sinfonie in C« mit einer spielerischen, lächelnden Leichtigkeit Balanchines schnelle komplexe Schrittfolgen nimmt. »Ich liebe alle Stücke Balanchines, habe »Jewels«, »Theme and Variations«, »Apollo« und den »Tschaikowsky-Pas de deux« getanzt«, ist seine Blitzreaktion auf das Stichwort Balanchine. »Seine Ballette zu tanzen ist einfach eine große Freude. Und die will ich an den Zuschauer weitergeben. Aber gleich welches Ballett es auch ist, wichtig ist vor allem, dass ich es bin, der tanzt.«



Zwischen zwei Proben: Vladimir Shklyarov beim Pressegespräch zur Spielzeiteröffnung im September (Mitte) | Mit Lebens- und Tanzpartnerin Maria Shirinkina als Giselle und Herzog Albrecht in »Giselle« (oben) und bei den Proben zu »Romeo und Julia« | © Jack Devant (oben), Wilfried Hösl (2)

Aufbruch zu Neuem

»Ich habe ab 2003 die ganze Stufenleiter am Mariinsky durchlaufen, vom Eleven zum Gruppentänzer, zur Koryphäe, zum Demisolisten, Solisten und Ersten Solisten. Man hat dann die technische Versiertheit und ein erfahrenes Gefühl für die Bühne. Gleichzeitig weiß man, dass man nicht mehr allzu viel Zeit hat – Athletik und Tanz sind für junge Menschen«, resümiert Shklyarov. »Und da sich an meinem Theater die Ballette über die Jahre hin wiederholten, wollte ich etwas Neues probieren, wollte mehr Spielraum.«

Obgleich sein Repertoire die gesamte Klassik und die (Post-)Moderne bis hin zu William Forsythe und Wayne McGregor umfasst, ist hier einiges neu für ihn, wie Peter Wrights zum Saison-Auftakt getanzte »Giselle«: »Wright hat mir eine ganz neue Herangehensweise eröffnet, weil er mir Albrechts Charakter näher gebracht hat«, so Shklyarov voller Wertschätzung. Patrice Barts »La Bayadère«, das er bisher in der Fassung von Vladimir Ponomarev und Vakhtang Chabukiani tanzte, empfindet er »als sehr französisch« mit »seinen Pas de bourrés, diesen flinken kleinen Schritten, und den fußschnell-luftig battierten Brisés«. Von Crankos »Romeo und Julia« habe er schon lange geträumt: »Sein choreografisch-dramaturgischer Stil ist viel natürlicher als der von Leonid Lawrowskys Version, die bei uns gepflegt wird. Und gerade das Natürliche kommt meiner Auffassung von Tanz entgegen.«



Vladimir Shklyarov, einer der neu engagierten Solisten beim Bayerischen Staatsballett, arbeitet sich gerade intensiv ins Repertoire ein. Eine Begegnung.

Zu Juri Grigorowitschs 60er-Jahre-Klassiker »Spartacus«, der im Dezember von den Münchnern als erster westlichen Kompanie getanzt wird, meint er: »Spartacus« ist Teil der Identität des Moskauer Bolschoi-Balletts, eine typische Grigorowitsch-Kreation. Es gibt sehr viele schwierige Sprünge, viele Hebungen, alles sehr schwer zu tanzen und sehr anstrengend. Wenn ich »Spartacus« höre, denke ich unwillkürlich an den gleichnamigen Film mit Kirk Douglas. Und diese Filmbilder haben wohl auch jetzt bei der Einstudierung einen gewissen inspirierenden Einfluss.«

»Ach, das möchte ich noch sagen«, meint Shklyarov, als man sich gerade verabschiedet: »Das Mariinsky hat mich geformt, und es bleibt auch jetzt mein Theater, an das ich für Gastspiele jederzeit zurückkehren kann.« Nächstes Jahr am 9. Mai tanzt Shklyarov im Mariinsky in Igor Belskys Schostakowitsch-Ballett »Die Leningrader Sinfonie« von 1961. Schostakowitschs 7. Sinfonie wurde 1942 in dem schon seit über einem Jahr von deutschen Truppen eingeschlossenen und hungernden Leningrad, dem heutigen St. Petersburg, von 15 überlebenden Rundfunkorchester-Musikern gespielt. Shklyarov versteht seinen Auftritt auch als Ehrung seines Großvaters, der 1941, zu Beginn der erst 1944 endenden Blockade, sechs Jahre alt war. ||

ROMEO UND JULIA | 5./11./12. November, 9. Dezember
GISELLE | 24./25. November | **SPARTACUS** | 22./23./25./29. Dezember, 3./6., 11. Januar | Besetzungen werden vorab nicht bekannt gegeben, siehe www.staatsballett.de

Anzeige



ANGELA HÜBEL
RINGE

Weitere Informationen bei:
Angela Hübel München Ph +49(89)12163537
info@angelahuebel.de www.angelahuebel.de

Ring: Schatzinsel mit Brillant



Die eigene Geschichte tanzen: Frank Frey, Stefan Dreher und Wagner Schwartz bei den Proben zu »If I was a Dancer« von Stefan Dreher | © Irina Pasdarca - pi visuals



Schwarm in der Manege: Sahra Huby, Michele Meloni, Quindell Orton, Jascha Viehstädt, Damiaan Veens, Viviana Defazio (v. l.) in »Wah-Wah« von Anna Konjetzky © Franz Kimmel

Neues von Anna Konjetzky und Stefan Dreher: Die einen ziehen im Sog des Kreises ihre Bahnen, die anderen treten nacheinander aus dem Schatten.

Feinstoffliches

KATJA SCHNEIDER

Tänzerische Schwärme waren mal groß in Mode. In den Nullerjahren experimentierte man gerne mit selbststeuernder Bewegung, kinästhetischem Respons und den Wirkungen, wenn sich Kollektive wie im Schwarm organisieren. Wer steuert, wer folgt, wie erfolgen die nonverbalen Absprachen, wie gelingt das Spiel von Aktion und Reaktion, Kontrolle und Laufenlassen? Das war spannend, manchmal aber auch ermüdend. Und eigentlich war es durch.

Anna Konjetzky belebt jetzt den Schwarm-Topos noch einmal von der anderen Seite: Sechs Tänzerinnen und Tänzer arbeiten sich an der Vergemeinschaftung ab. Zum Schwarm konstellieren sie sich dabei nur passagenweise. Zunächst laufen sie sich warm. Immer links rum. Das Publikum sitzt auf Podesten, die in der Kammer 2 im Achteck angeordnet sind. In diesem Oktagon bewegen sich Sahra Huby, Viviana Defazio, Quindell Orton, Michele Meloni, Damiaan Veens und Jascha Viehstädt als permanente Linksdreher: rennend, springend, hüpfelnd, gehend, trabend, vorwärts, rückwärts, im Aerobic-Knie-hoch-Gang. Sie sehen sich offen an, abwartend, nicht lauernd. Und dann jagen sie sich doch. Das ist einer der stärksten Momente in diesem Mobile, wenn sich Quindell Orton ihren Mittänzern in den Weg wirft, in Läufe rutscht, zum Ausweichen zwingt. Ein anderer zwingender Moment entsteht, wenn sie sich aus einer Ruhepause in Anspannung einander zuwenden, umkreisen und sich stoßend, zuckend, aneinander reibend, ringend, zupackend, beißend und saugend ineinander verknäulen.

Dieses »Wah-Wah« (seinen Namen verdankt das in den Kammerspielen uraufgeführte Stück der durch die Stadt optionsgeförderten Choreografin einem Sound-Effekt) schickt das Publikum durch Höhen und Tiefen. Aus letzteren schallt der Soundtrack von Brigitta Muntendorf. So clean und cool der Raum von Linda Sollacher (Licht: Wolfie Eibert), so verquatscht die Audiospur mit montierten, die Bewegungen illustrierenden »Ich bin hier, gehe und versuche mich zu verbinden«-Sätzen, die man komplett hätte streichen können.

Da hatte Konjetzky mit der Musik zur deutschen Erstaufführung von »Out« beim Think-Big!-Festival mehr Glück. Denn Sergej Maingardt komponierte für diese Party-Einlassung für einen Gitarristen, einen Bassisten, einen Schlagzeuger und eine Keyborderin und gab so was auf die Ohren. Im rauhen Glanz des Mucca entfaltete das handfesten Charme, kam aber auch nicht so richtig hoch.

Ganz anders gearteten Charme versprühte am Wochenende darauf Stefan Dreher unter dem Stones-Titel »If I was a Dancer« im HochX, auch wenn der frischgeklärte Münchner Tanzförderpreisträger mit dem Song »Sympathy for the Devil« anfangs übers Parkett fegt. Danach präsentiert er eine Tanzrevue, die sich in einer delikaten Balance hält zwischen verhaltener Virtuosität und virtuoser Verweigerung. Jenny Schinkler mit Sidecut schlängelt sich im schmalen Halbdunkel neben der Tribüne entlang. Karmen Skandali, im schwarzen Hängerchen der personalisierte Liebreiz, zieht den Vorhang zu und präsentiert einen ziselierten Handtanz direkt vor der ersten Reihe. Beide Tänzerinnen begleiten die innige Gerda Daum, einst Primaballerina an der Hamburgischen Staatsoper, bei ihrem Tanz »Im Feengarten«. Vorher sah man sie im Film von 1965 in einer Choreografie des berühmten Jean Babilée. Wagner Schwartz singt und erzählt eine Geschichte von seinem Vater. Hajo von Hadeln klopft Klänge, Christoph Reiserer macht Musik mit dem Hautwiderstand an seiner Stirn. Nobuko Micus im Kimono leuchtet zu Beginn aus dem Dunkel auf, später bewegt sie sich leicht dem Ausgang zu. Davor hat Frank Frey, ehemals Solist an der Deutschen Oper Berlin, seinen Auftritt: Hölderlin sprechend, die Arme winkelnd, Nuance und Nuance. Dreher's Generationenprojekt gibt den Flügeln der Erinnerung Raum. Und wirkt dabei selbst aus der Zeit gefallen. ||

STEFAN DREHER: IF I WAS A DANCER

HochX | Entenbachstr. 37 | nochmals am **25. November**, 20 Uhr
Tickets: www.theater-hochx.de

Nicht
verpassen!

12. November

**(RE-)WRITTEN –
3 TANZKONZERTE FÜR SERGEJ MIT PROLOG**
Gasteig, Carl-Orff-Saal | 21 Uhr
Tickets: www.muenchenticket.de

Da wird sich Sergej sicher freuen, wenn drei Künslerteams sich mit Prokofjews Quintett in g-moll op. 35 auseinandersetzen, einer Kammermusik-Groteske, die ihren Ursprung in einer Zirkusballett-Komposition hatte. Im Rahmen des Philharmoniker-Festivals MPhil 360° (siehe S. 28) und produziert von Joint Adventures im Rahmen von Access to Dance wagen choreografisch und musikalisch die Münchner Sabine Glenz und Robert Merdzo, die drei Briten Charlie Morrissey, Andrea Buckley und Orlando Gough sowie die Berliner Kat Válastur und Sebastian Plano eine neue Form von Tanzkonzert, live begleitet von den Münchner Philharmonikern.

26./27. November

SIDE.KICKS: GUESTS & FRIENDS
Schwere Reiter | Dachauer Str. 114 | 20 Uhr
Tickets: 089 7211015 oder reservierung@schwerereiter.de

Die Residenzen und Austauschformate der Tanztenenz ermöglichen immer wieder faszinierende Begegnungen mit Tanzschaffenden aus aller Welt. Diesmal gibt es ein Wiedersehen mit der Schottin Colette Sadler, die schon 2011 mit einer maschinenhaften, seriellen Choreografie zu Gast war. Ob ihre aktuelle Arbeit »Notebook Series«, ein Kaleidoskop des anderen Körpers, wiederum mit sinnlicher Vitalität und einem Grundton von Humor punktet? Ravels »Bolero« ist ein raffiniertes Meisterwerk der Wiederholung, und in »BoleroEffect« baut Cristina Rizzo aus Florenz einen eigenen utopischen Sound- und Bewegungsraum. Zu sehen auch: »Shadow Drone«, der neue Work-in-Progress-Film von Altmeister Charles Linehan. Und es gibt ein Wiedersehen mit der 2016 verstorbenen Rosemary Butcher, die viele Künstler beeinflusst hat, in Form ihrer radikalen filmischen Wahrnehmungsstudie »Vanishing Point«.

Anzeige



Tollwood

bewegt

DAS WINTERFESTIVAL
23.11. – 31.12.2016
Markt bis 23.12. · Theresienwiese · München

Cirque Éloize »Saloon«
23.11. – 22.12. | Europa-Premiere
Eine atemberaubende Show aus Akrobatik, Zirkus, Live-Musik und Theater wahlweise mit 4-Gänge-Bio-Menü

Kabarett
Alt-OB Christian Ude und Uli Bauer 12.12.
Das Geld liegt auf der Fensterbank, Marie 3.12.
Christian Springer 8.12.
Christian Ehring 18.12.
CAVEMAN 25. – 30.11., 26. – 30.12.

Weltsalon
Seit 10 Jahren: große Bühne für die ökologischen und gesellschaftlichen Themen unserer Zeit

Mobilitätszentrale
Verführung zum Umsteigen: Beratung vor Ort, individuell, kompetent und kostenlos

Artgerecht
Mitmachen! Aktion für Gesundheit, Tierwohl und Umwelt

Weihnachtsmarkt
23.11. – 23.12. Eintritt frei
Performances · Kunsthandwerk
Bio-Gastronomie · Kinderzelt
Tief-im-Wald-Bar & Café

Silvester
Gala mit **Sven Ratzke** und **Ecco DiLorenzo** and his **Innersoul** sowie **5-Gänge-Bio-Menü**
Große Silvesterparty mit Live-Musik & DJs

0700-38 38 50 24 - www.tollwood.de

Bitte nutzen Sie die öffentlichen Verkehrsmittel. Alle Eintrittskarten für Veranstaltungen auf dem Festivalgelände gelten als MWV-Ticket.









Wirbelwind aus Stoff: Loïe Fuller, verkörpert von Soko | © 2016 PROKINO Filmverleih

Die um 1900 weltberühmte Serpentin tänzerin Loïe Fuller war das Vorbild für die Rolls-Royce-Kühlerfigur, Toulouse-Lautrec schuf zu ihren Performances kongeniale Lithographien, sie forderte Plakatkünstler, Bildhauer, Lampendesigner, Dichter und zahllose Tanz-imitatorinnen zu Nachschöpfungen heraus. Die Fotografin und Regisseurin Stéphanie Di Giusto hat nach Video-Clips und poetischen Kurzfilmen nun über sie ihren ersten Langfilm gedreht.

Warum haben Sie aus der Reihe der Tanzpionierinnen gerade Loïe Fuller für ihr Regiedebüt gewählt?

Das ist Zufall. Das Kino hat mich immer schon begeistert, aber vor dem Gedanken selbst Filme zu machen, bin ich eher zurückgeschreckt. Eines Tages ist mir ein wunderschönes Schwarz-Weiß-Foto aus dem Jahr 1900 in die Hände gefallen. Es zeigte eine Art Wirbelwind aus Stoff, der über dem Boden schwebt. Man erkannte hinter dem Schleier schemenhaft die Silhouette einer Frau. Ich wollte wissen, wer sich hinter dem Stoff verbarg. So entdeckte ich das Schicksal einer außergewöhnlichen Frau, die niemand kannte, die alle vergessen hatten. Loïe Fuller hat mir den Mut gegeben, meinen ersten Film zu machen.

Ich glaube, sie ist eine Frau, die einem Lust macht, aus sich herauszugehen. Ich musste sie rehabilitieren, ihre Kunst, ihre Energie, ihre Leidenschaft. Dieser Film war zu einer Mission geworden. Man dreht ständig Filme über Persönlichkeiten, die bereits berühmt sind, ich wollte diese Frau aus dem Schatten holen, sie wieder berühmt machen. Es war eine spannende künstlerische Wette, eine cineastische Herausforderung, denn ihre Darbietungen sind vorher noch nie verfilmt worden. Alle Filme, die man im Netz unter dem Stichwort »Loïe Fuller« findet, stammen von Nachahmerinnen, blassen Kopien. Diese Frau wurde ihr ganzes Leben lang bestohlen und kopiert. Ich fand es spannend, den Zauber ihres Spektakels wiederherzustellen, ausgehend von ihren Zeichnungen, ihren Schriften und den Kritiken ihrer Zeitgenossen, die von der Künstlerin fasziniert waren.

Aber es ist vor allem die Persönlichkeit dieser Frau, die mich berührt hat, eine eigentümliche Mischung aus Wille und Zerbrechlichkeit. Nichts an ihr war geeignet, als Tänzerin Erfolg zu haben, sie ist eine kleine Bäurin mit einem etwas unvorteilhaften Äußeren. Sie wurde weder im richtigen Körper noch im richtigen Milieu geboren. Es ist allein die Kraft ihrer Verbissenheit und ihres Fleißes, dass sie es schafft auf der Bühne der Pariser Oper zu tanzen. Sie erfindet ihren Körper auf der Bühne neu, sie wird berühmt, indem sie sich hinter Stoffen verbirgt und so die Menschen zum Fantasieren anregt und das ganze Pariser Publikum Anfang des Jahrhunderts zum Träumen bringt. Ihr Leben hatte genau die romantische Macht, die ich im Kino sehen will.

Wie kam die Singer-Songwriterin Soko zu dieser Rolle?

Ich habe für diesen Film von Anfang an an Soko gedacht. Sie ist eine großartige Schauspielerin, die mir das erste Mal in einer Nebenrolle in »Ä

l'origine« von Xavier Giannoli aufgefallen war. Aber vor allem in ihrer Hauptrolle als Augustine von Alice Winocour. Und sie ist nicht nur eine gute Schauspielerin, sondern auch Sängerin, Künstlerin. Ich wusste, dass die Rolle der Loïe Fuller etwas in ihr auslösen würde. Sie ist jemand, die nicht schummelt, die sich in jeder ihrer Rollen voll einbringt. Sie ist unglaublich großzügig, gibt sehr viel. Sie wurde im Film nicht gedoubelt. Vor dem Dreh hat sie zwei Monate lang trainiert. Sie ist bis an die Grenzen ihrer Persönlichkeit gegangen, ihrer Wahrheit. Ihr Aussehen ist so ganz anders als das der vielen nichtssagenden Mädchen, die man in den Zeitschriften sehen kann, sie verfügt über eine Weiblichkeit jenseits der Normen, etwas ganz Eigenes. Trotz ihrer Stärke und Zerbrechlichkeit wirkt sie sehr sinnlich. Ich brauchte diesen »Punk«-Aspekt für meine Figur.

Unter welchem Aspekt haben Sie die Beziehung zwischen »La Loïe« und Isadora Duncan konzipiert?

Ich habe die Autobiografie von Loïe Fuller und die von Isadora Duncan gelesen und rasch mein Feld, meine Perspektive gefunden. Isadora Duncan hat Loïe Fuller komplett verdrängt. Das fand ich ungerecht.

Der enorme Narzissmus von Isadora irritierte mich. Sie ließ sich immerhin in Griechenland einen Tempel zu ihren Ehren bauen ... Trotz ihres jugendlichen Alters kontrolliert sie meisterhaft ihr Image, sie hat Sentenzen geprägt wie »Der Tanz ist eine Religion« mit allen manipulativen Allüren einer Prinzessin. Im Film wird immer versucht, die Figuren zu retten, darauf hatte ich keine Lust. Eines ist klar, die eigentliche Tänzerin ist sie. Schließlich ist Loïe Fuller alles auf einmal, Regisseurin, Performerin, Choreografin ... man kann sie nicht in eine einzige Schublade stecken, sie ist eine freie Frau.

Als Loïe Isadora trifft, konfrontiert sie das mit ihren eigenen Grenzen. Gegen die natürliche Anmut der jungen Ausnahmebegabung kann sie nichts machen. Isadora genügt es zu erscheinen, um die Menschen anzurühren, Loïe Fuller dagegen muss sich hinter einer Tonne von Kunstgriffen verbergen. Trotzdem ist dies nicht eine einfache Geschichte über Verrat, ihre Leidenschaft ist komplexer als das. Isadora ist es, die Loïe hilft, zu ihrer Weiblichkeit zu finden, sie ist die einzige, der es gelingt, sie zu enthüllen. Isadora taucht im Film auf wie ein heftiger Fausthieb. Ich wollte bei ihr keine Nuancen, deshalb drängte sich mir auch sofort Lily-Rose auf. Sie verkörpert diese Modernität, diese Anmut und diese Macht.

Wie haben Sie diese spezielle Tanztechnik gemeistert?

Es gibt bei der Produktion eines Films immer Schlüsselfiguren. Ich musste die Choreografin finden, die Loïe Fullers Performance am besten tanzte. Ohne Jody Sperling hätte ich diesen Film nicht machen können. Als ich nach New York fuhr, um sie zu treffen, war ich sofort berührt von Jodys Vertrauen, sie war beseelt von der Figur. Sie hat nicht nur Soko während des Films trainiert. Sie hat uns in das Geheimnis der Herstellung der Kleider eingeweiht. Sie hatte nie die Mittel gehabt, die Tänze von Loïe zu rekonstruieren. Der Film hat es ihr ermög-

Lichtgöttin durch Krafttraining

Loïe Fuller war die erste Tänzerin der Moderne. Regisseurin Stéphanie Di Giusto gibt Auskunft über ihre Inszenierung von Kunst und Karriere dieser einzigartigen Frau.

licht, sich diesen Wunschtraum schließlich ganz zu erfüllen. Als sie den Film in Cannes bei der offiziellen Vorführung zum ersten Mal sah, war das sehr bewegend.

Was war das Schwierigste dabei?

Soko hatte in ihrem Leben nie getanzt. Sie erzählt immer recht humorvoll, dass sie das kleine Nilpferd der Klasse war. Im Film musste sie nun auf vier Quadratmetern tanzen, im Dunklen, geblendet von den Scheinwerfern, mit in der Luft herumwirbelnden Armen, meterweise Seide emporhebend und das alles im Rhythmus der Musik. Das erste Mal dreht sich einem da nur der Kopf und es wird einem speiübel. Soko hat während der Vorbereitungen und dem Dreh viel gelitten, aber das war Teil der Arbeit, um möglichst nah an der Figur zu sein.

Der Film startete unterfinanziert, die Drehbedingungen waren außergewöhnlich schwierig, mit einem vollgepackten Ablaufplan. Wir mussten schnell machen, und jede Tanzszene wurde unter extremen Bedingungen gedreht, mit gerade mal zwei oder drei Takes. Aber ich fand, dieser Druck passte dazu, wie

bei einem Tänzer, bevor er auf die Bühne muss.

Wenn Sie sich in die Belle Époque zurückversetzen könnten, was wäre dann für Sie die größte Attraktion in der Kunstwelt?

Außer dem Auftritt von Loïe Fuller in den Folies-Bergères, natürlich, hätte ich gern einen Ringkampf mit meinem Freund, dem Schriftsteller und Kritiker Jean Lorrain als Transvestit gesehen. Wir hätten ein bisschen Äther inhaliert und hätten uns dann auf der Weltausstellung im Grand Palais die ersten Luftschiffe angeschaut. Unser Abend wäre schließlich im Cabaret de l'Enfer ausgeklungen, wo wir auf einem Sarg noch ein Gläschen getrunken hätten. Und im Morgengrauen hätte ich meinen Freund Jean Lorrain zum Duell mit Proust begleitet. ||

INTERVIEW: THOMAS BETZ

DIE TÄNZERIN

BE/F/CZE 2016 | Regie: Stéphanie Di Giusto
Mit: Soko, Lily-Rose Depp, Gaspard Ulliel u. a.
108 Min. | im Kino seit **3. Nov.**

Anzeige

PASINGER FABRIK

DIE SCHÖNE HELENA

OPERETTE VON JACQUES OFFENBACH

16.12.2016 - 5.2.2017

REGIE: MARCUS EVERDING MUSIKALISCHE LEITUNG: ANDREAS P. HEINZMANN

Pasinger Fabrik GmbH / Abendkasse: Di bis So 17.30 - 20.30 Uhr
Tel. 089 829290-79 / www.pasinger-fabrik.com
www.muenchensticket.de | Tel. 089 34818181 / und alle VVK-Stellen

Landeshauptstadt München Kulturreferat

SIMON HAUCK

Schon seit 1981 steht das Internationale Festival der Filmhochschulen auf der Agenda jedes Münchner Cineasten. Längst hat sich das Festival für Nachwuchsfilmern zu einem der bedeutendsten seiner Art gemausert, verbunden mit einer langen Tradition – und mitunter auch namhaften Gewinnern. Ob Lars von Trier, Caroline Link, Thomas Vinterberg, Susanne Bier, Florian Gallenberger, Maren Ade oder beispielsweise Patrick Vollrath im letzten Jahr, dessen Wettbewerbsfilm »Alles wird gut« zuerst einen Student Academy Award in Bronze und später sogar noch eine Oscarnominierung in der Kategorie »Bester Kurzfilm« einheimsen konnte.

Kein Zweifel: Das Filmschoolfest Munich hat sich längst als gewichtiges Sprungbrett erwiesen – und dient neben den zahlreichen Preisverleihungen (mit immerhin 53 500 möglichen Euro für den studentischen Klingelbeutel) als Vernetzungsbörse für zukünftige Film- und Fernsehprojekte und neue Start-up-Produktionsbüros. Zugleich lebt das Festival der Filmhochschulen seit jeher von seiner angenehm lockeren Atmosphäre im Filmmuseum München, welches in diesen Novembertagen von besonders jugendlichem Elan erfüllt ist: mit permanenten Möglichkeiten, sich als Zuschauer wie Filmemacher oder Jurymitglied direkt kennenzulernen.

Gut 60 junge RegisseurInnen der renommiertesten Filmhochschulen der Welt werden vom 13. bis zum 19. November in München zu Gast sein – mit 50 Kurzfilmen im Gepäck. Zum ersten Mal wird im diesjährigen Festival neben einem neu geschaffenen Publikums-Award auch ein Preis für die beste Animation verliehen, der jener weltweit zuletzt enorm wachsenden Produktionssparte Tribut zollt: Das lange Zeit etwas stiefmütterlich behan-

delte Subgenre hat visuell wie narrativ weit mehr zu bieten als knuffige Animationsfiguren, was zum Beispiel der Film »Cipka« beweist.

Überhaupt gibt sich das diesjährige Festivalprogramm im Duktus deutlich politischer, gesellschaftlich engagierter als in der Vergangenheit (u.a. mit dem dreiteiligen Sonderprogramm zum Themenkreis »Flucht 2.0« und dem sehenswerten Film »Passenger«) – und möchte inhaltlich auch den aktuellen Genderdiskurs innerhalb der Filmbranche mehr als nur streifen. Schließlich stammen knapp 50 Prozent aller ausgewählten Filme in diesem Jahr von Filmemacherinnen aus aller Welt: Mehr waren es noch nie. Eine kluge kuratorische Entscheidung der Auswahljury um Simon Koenig, Maria Reinup und Kaspar Heinrich aus 244 Filmsichtungen, die sicherlich auch die gegenwärtige Pro-Quote-Regie-

Debatte neu befeuern wird, gerade auch im kulturellen Austausch zwischen den Teilnehmenden aus 21 Nationen. Im diesem Zuge wird es ebenfalls eine Premiere geben: die Verleihung des »Female Filmmakers Award for a Better Future«.

Isolation als programmatischen Schwerpunkt in allen Genres und dramaturgischen Schattierungen von traurig (z.B. in »Searching for Wives«) bis skurril-grotesk (»[Out of Fra] me« mit dem rahmensprengenden Protagonisten Paul) wird es dagegen lediglich auf der Leinwand zu sehen geben, da das #FSFMUC schon von Beginn an vom regen Get-Together-Gedanken des verstorbenen Festivalgründers Prof. Wolfgang Längsfeld geprägt war.

Über Isolation vor dem Rechner, Onlinepornografie und die Dauerberieselung durch neuen Social-Media-Content wird Prof. Hen-

ning Patzner in einer der neu geschaffenen »FilmSchool Lectures« sprechen, die im »Roten Kino« der HFF München bei freiem Zutritt abgehalten werden.

An derselben Ausbildungsschmiede studiert auch der frisch gebackene Student-Oscar-Preisträger in Gold: Alex Schaad. Sein beunruhigend zeitgemäßer Siegerfilm »Invention of Trust«, der vielschichtig um Datenkriken aus dem Netz und kriminelle Geschäfte kreist, wird unter anderem die 36. Ausgabe des Filmschoolfest Munich eröffnen: Hier schlägt der Puls höher, in jeder Hinsicht. ||

FILMSCHOOLFEST MUNICH
Filmmuseum München und HFF München
13.–19. November | vollständiges Programm unter www.filmschoolfest-munich.de

Den Rahmen gesprengt

Gesellschaftlich engagiert und dezidiert politisch zeigt sich das Filmschoolfest in seiner diesjährigen Ausgabe. Erstmals stammen knapp die Hälfte aller Beiträge von Regisseurinnen.



Still aus »Invention of Trust«. Regisseur des Films ist der frisch gebackene Student-Oscar-Preisträger Alex Schaad © Filmschoolfest

Liebe in Zeiten der Avantgarde

In »Egon Schiele – Tod und Mädchen« betrachtet Dieter Berner vor allem einen Aspekt im Leben des Künstlers: die Frauen.

MATTHIAS PFEIFFER

Betrachtet man Egon Schieles Gemälde, kommt das Interesse an seiner Person ganz von selbst. Verkrampft umschlungene Männer und Frauen, expressive Augen, die dem Zuschauer direkt ins Angesicht starren, schonungslose Selbstporträts des nackten, ausgemergelten Körpers. Die Bilder des Wiener Malers haben etwas Verstörendes, gleichzeitig steckt in ihnen aber auch eine tiefe, schwer zu fassende Schönheit. Sie sind ehrlich, die abgebildeten Körper widersprechen bürgerlichen Schönheitsidealen – ein Skandal im gerade angebrochenen 20. Jahrhundert.

Der Regisseur Dieter Berner hat sich nun mit »Egon Schiele – Tod und Mädchen« der Aufgabe gestellt, den schwierigen Künstler zu porträtieren. Dabei orientierte sich Berner vor allem an Hilde Bergers Roman »Tod und Mädchen: Egon Schiele und die Frauen«. Es dürfte also klar sein, welcher Aspekt hier am meisten Platz einnimmt.

Der Film arbeitet Schieles Beziehungen zu fünf verschiedenen Frauen ab. Einen Rahmen bildet dabei die zu seiner Schwester Gertie (Maresi Riegner), die dem jungen Schiele (Noah Saavedra) als Aktmodell dient und am Ende seines kurzen Lebens auch als Pflegerin. Von allen Frauengeschichten ist sie fast schon die intensivste, beim Toben im Atelier schwebt über ihr sogar ein dezenter inzestuöser Hauch. Das geht allerdings schnell wieder unter, denn Schiele und seine Künstlerfreunde entdecken auf dem Wiener Prater die exotische Moa (Larissa Aimee Breidbach), die zu seiner Muse wird. Und hier erkennt man bereits die Bahnen, in denen »Tod und Mäd-

chen« verlaufen wird. Die Liebes- und Eifersuchtsgeschichten schieben sich in den Vordergrund. So geht es auch weiter, als das Klimt-Modell Wally (Valerie Pachner) und die Geschwister Edith (Marie Jung) und Adele (Elisabeth Umlauf) in sein Leben kommen, von denen Erstere seine Ehefrau wird.

Man hat durchwegs das Gefühl, dass Berner tiefer gehen könnte. Schieles Kunst mit ihrer Verbindung von Leben und Tod, Sex und Wahnsinn könnte dafür nicht einladender sein. Vor allem angesichts ihrer Zeit: Die österreichische Monarchie beginnt zu bröckeln, neue Impulse entstehen in allen Bereichen der Kunst, Sigmund Freud stellt mit seiner Psychoanalyse das Bild des Menschen auf den Kopf. Diese Zeitenwende findet im Film höchstens irgendwo am Rande statt.

Ähnlich verhält es sich mit einigen wichtigen Lebensstationen Schieles. Der Vater, der im Wahnsinn das Vermögen der Familie verbrannte, blitzt nur zweimal kurz auf. Die Einberufung in den Ersten Weltkrieg fällt auch nicht groß ins Gewicht. Am ärgerlichsten ist aber, dass Egon Schieles Gefängnisarrest 1912 nur sehr oberflächlich behandelt wird. Damals wurde er wegen des Verdachts auf Kinderschändung vor Gericht gestellt. In dieser Sache wurde er freigesprochen, wegen »Verbreitung unsittlicher Zeichnungen« allerdings verurteilt. Insgesamt verbrachte er 24 Tage in Haft. An sich eine kurze Zeit, aber für ihn eine Hölle. »Den Künstler hemmen ist ein Verbrechen, es heißt keimendes Leben morden!«, klagte er angesichts seiner Haft. Die Drastik dieser Situation fällt leider unter den Tisch.

So ist »Egon Schiele – Tod und Mädchen« ein Film, der die bedeutenden Motive leider nur anschnidet und sich recht einseitig auf das Liebesleben des Künstlers stützt. Ein Lichtblick ist der Hauptdarsteller Noah Saavedra. Seinen Schiele setzt er intensiv und mit voller Wucht in Szene, sodass man erahnt, was in diesem Menschen schlummern muss. Ansonsten hinterlässt der Blick in den Bildband den bleibenderen Eindruck, als der auf die Leinwand. ||

EGON SCHIELE – TOD UND MÄDCHEN
 Deutschland 2016 | Regie: Dieter Berner
 Mit: Noah Saavedra, Maresi Riegner, Valerie Pachner | 109 Minuten
 Kinostart: **17. November**



Ein echter Lichtblick in »Schiele – Tod und Mädchen«: Hauptdarsteller Noah Saavedra © Alamo.de Film



Matthias Helwig auf der Treppe seines Arthouse-Kinocenters Gauting
© Johanna Schlüter

THOMAS LASSONCZYK

Es gehört schon eine Menge Mut, Leidenschaft und Idealismus, aber auch eine gehörige Portion Verrücktheit dazu, in Zeiten wie diesen einen Filmopalast mit Arthaus-Anspruch aus dem Boden zu stampfen. Denn die Konkurrenz schläft nicht, online konsumierbares Bewegtbild ist inzwischen auf jedem Gerät, das auch nur den Hauch eines Bildschirms oder Monitors besitzt, abrufbar. Und die Jugend, die einst das Gros der Kinogänger ausmachte, nutzt diese technologischen Errungenschaften in zum Teil erschreckend exzessivem Ausmaß. Wenn man also heute Kino machen will, dann muss das anders aussehen. Ebenso wie es jetzt der im besten positiven Sinne gemeinte »Wahnsinnige« Matthias Helwig getan hat. Er hat am S-Bahnhof Gauting ein neues Kinocenter gebaut, das Mitte Oktober feierlich eröffnet wurde. Breitwand nennt er sein schmuckes Arthaus-Paradies, genau wie jene Kinos in Starnberg, Seefeld und Herrsching, die er bereits seit vielen Jahren betreibt. Helwig ist Überzeugungstäter, er liebt und lebt Film, bereichert obendrein seit einer Dekade mit seinem Fünf-Seen-Filmfestival die Kulturlandschaft im Münchner Südwesten. Wenn also jemand in einer Ära

der Lichtspieltheater-schließungen und rückläufigen Umsatzzahlen weiß, wie Kino funktioniert, dann wohl er. Und fürwahr, Helwig hat in Gauting nichts dem Zufall überlassen. Das neue Breitwand ist nicht nur innen wie außen ein architektonischer Hingucker, es erfüllt auch alle Wünsche, die ein Cineast so auf dem Herzen haben mag: bequeme Sessel mit Beinfreiheit, eine möglichst große Leinwand und eine technische Ausstattung, die das Abspielen von Filmen in 3-D und 4-K-Qualität erlaubt. Insgesamt fünf Säle gibt es, die mit Programmen bestückt werden, die jeden Geschmack und jede Altersgruppe erreichen. Dabei achtet Helwig auf Qualität, die ein Hollywood-Blockbuster ebenso bedienen kann wie ein Kleinod aus Finnland. Um es mit Filmtiteln auszudrücken: Die Spanne reicht von »Bridget Jones Baby« bis »Toni Erdmann«, von »Pettersson & Findus« bis »Trolls – 3-D«, von »Inferno« bis »Welcome to Norway«. Doch anspruchsvolle Kinoware in komfortablen Räumen zu zeigen, das können auch andere. Wo steckt denn nun der Mehrwert, den Helwig seinen Gästen bietet? Er steckt im Interdisziplinären, im Drumherum, im Schaffen einer angenehmen Atmosphäre, die zum Verweilen einlädt. So gibt es etwa die 27 Plätze fassende, mit stilvollen

Dem Kino verfallen

Der Kinobetreiber Matthias Helwig hat sich einen großen Traum erfüllt und einen neuen Filmopalast gebaut. Er steht am Bahnhof Gauting und wartet ab sofort auf sein Publikum. Und das wird kommen, da ist sich der passionierte Kinomacher sicher.

Ledersesseln und -sofas ausgestattete Kinolounge. Sie eignet sich für Filmgespräche und Diskussionsrunden ebenso hervorragend wie für literarische Lesungen oder Tanzveranstaltungen. Der Clou: Man kann sie auch für private Anlässe mieten, inklusive einer kleinen Bar für großen Durst und kleinen Hunger. Apropos Bar: Das Breitwand beherbergt auch eine Gastronomie, die als ein weiterer Ort der Begegnung ebenfalls auf vielfältige Art zum Verweilen einlädt: Ein Kaffeeklatsch am Nachmittag ist im Abacus ebenso möglich wie das eine oder andere Gläschen guter Rotwein, das man sich nach einem gehaltvollen Film zur besseren Verarbeitung des gerade Gesehenen unbedingt gönnen sollte. Wer mehr möchte, bekommt im geschmackvoll eingerichteten Restaurant auch mehr, in erster Linie mediterrane Küche. Zudem sollen Kulinarik und Kino auch immer wieder durch gemeinsame Aktionen zwischen den Abacus-Betreibern Katharina Wrase und Ralf Mansour-Agathar und dem Theaterleiter zueinander finden. Es ist also alles angerichtet im Breitwand Gauting. Jetzt fehlt nur noch das Publikum. Helwig jedenfalls ist da guter Dinge, vertraut auf seine Erfahrung und hält es mit dem Schlusssatz aus Woody Allens »Manhattan«, der auch an einer der Wände der Kinolounge prangt: »You have to have a little faith in people – du musst ein bisschen Vertrauen haben in die Menschen.« ||

Immer weiter kämpfen

Das Queer Film Festival München widmet sich dem Widerstandsgeist der LGBT-Bewegung.

CHRIS SCHINKE

Sylva Häutle und Ludwig Sporrer haben sich vorgenommen, unbequeme Fragen zu stellen. Die beiden sind Festivalleiter und Organisatoren des QFFM, des Queer Film Festival München. Ganz oben auf der Agenda der diesjährigen Festivalausgabe: die Themen HIV und Geschlechteridentität.

Moment mal, mag manch einer an der Stelle einhaken, ist zu diesen Fragen nicht alles gesagt? Wissenschaftler künden doch im Wochentakt vom Ende der HIV-Ära, und Genderforscher, sind das nicht diese nervigen Soziologen, die uns erklären wollen, dass es echte Männer und Frauen nicht gibt? Nun, allein der Umstand, dass derartige Topoi zu Instrumenten der öffentlichen Auseinandersetzung zählen, sind wohl ein guter Grund ein Festival wie das QFFM zu veranstalten. Sylva Häutle und Ludwig Sporrer aber geht es um mehr.

Nach emanzipatorischen Fortschritten der letzten Jahre warnen sie vor dem Backlash: »Der gesellschaftliche Konsens erscheint auf einmal viel fragiler und gefährdeter. Dieser konservativen Regression wollen wir uns entgegenstellen«, so Sporrer. Vom selben Widerstandsgeist ist auch das Programm des QFFM getragen. Sylva Häutle drückt das so aus: »Das Festival ist für alle, die vielfältige Lebens- und Beziehungsformen kennenlernen möchten. Mit der Auswahl unserer Filme zeigen wir eine Erweiterung von Möglichkeiten, sich selbst zu definieren und zu akzeptieren.« Häutle sieht ihr Festival, bei dem auch der Humor nicht zu kurz kommen darf, als klaren Kontrapunkt zum »Mainstreamkino mit seinen verinnerlichten Rollenbildern«. Dass auch im sogenannten Mainstreamkino Geschlechterrollen seit Jahrzehnten destabili-

siert werden, unterschlägt die Festivalmacherin, hat aber in einem Punkt entschieden recht: Mit der Abbildung von Vielfalt tut sich der filmische Mainstream auch heute noch schwer.

Nicht so die Arbeiten des QFFM, das macht schon der israelische Eröffnungsfilm »Who's Gonna Love me Now« deutlich. Darin entflieht der junge Protagonist Saar den beengten Zuständen seines orthodoxen Zuhauses, um in London ein freies schwules Leben zu beginnen. In Barak und Tomer Heymanns leidenschaftlichem Porträt findet Saar nach dem schweren Schicksalsschlag seiner HIV-Erkrankung ein Zuhause im Londoner Gay Man's Chorus. Aus der Kraft der Musik heraus schöpft Saar den Mut für die Wiederbegegnung mit seiner Familie.

»Who's Gonna Love me Now« lief Anfang des Jahres bereits erfolgreich auf der Berlinale in der Sektion Panorama. So wie auch andere Filme des QFFM. Unter anderem: »Kiki«, für Ludwig Sporrer eines der zahlreichen Highlights aus dem Festivalprogramm. Der US-schwedische Dokumentarfilm gewährt Einblicke in die schwarze LGBT-Community, genauer gesagt, in die Tanzwettbewerbe der Ballroom-Szene. Entstanden ist ihr Stil im New Yorker Stadtteil Harlem – bis heute versteht die queere Bewegung ihn als selbstbewussten Ausdruck ihrer Subkultur. Für ihren Film erhielt die Regisseurin Sara Jordanö den Queerscope Debütfilmpreis, erstmals wurde er in diesem Jahr vom Zusammenschluss der unabhängigen deutschen Queerfilmfestivals vergeben. Zu weiteren

Highlights des QFFM zählen der Sexclub- und Drifter-Film »Theo & Hugo«, der ebenfalls in Berlin seine Premiere feierte, sowie der Cannes-Juryliebling »Einfach das Ende der Welt« des kanadischen Regie-Wunderkindes Xavier Dolan. Bei aller Unterschiedlichkeit eint eine Aussage wohl alle Arbeiten des QFFM: Erreicht worden ist vieles, bei Weitem sind aber nicht alle Ungerechtigkeiten beseitigt. »But there is so much more to fight for!«, heißt es an einer Stelle von »Kiki«. Der Satz dürfte ganz im Sinne von Sylva Häutle, Ludwig Sporrer und ihrem Festival sein. ||

QUEER FILM FESTIVAL MÜNCHEN

23.–28. November | verschiedene Spielorte
vollständiges Programm unter: www.qffm.de



Eine der Protagonistinnen der New Yorker Ballroom-Szene: Gia Marie Love, hier in einem Still des QFFM-Beitrags »Kiki«
© Queer Film Festival München

Außerirdische mit Bildungsauftrag



Menschliche Botschafterin vor Aliens:
Amy Adams | © 2016 Sony Pictures

Denis Villeneuve gelingt mit »Arrival« ein Drahtseilakt. Der kanadische Regisseur fusioniert Formen des Spektakelkinos mit dem hochemotionalen Drama einer Frau, die um ihre Tochter trauert. Das Ergebnis ist furios.

CHRIS SCHINKE

Louise Banks macht gerade keine guten Zeiten durch. Die Bilder einer Toten suchen sie heim, und an einem besonders grauen Morgen tauchen zu allem Überfluss auch noch Aliens auf. Bei der Toten handelt es sich um die Tochter der Sprachwissenschaftlerin, gespielt von Amy Adams, die Trost in der Routine ihrer Lehrtätigkeit an der Universität sucht. Ihre 12-jährige Tochter fiel einer unheilbaren Erkrankung zum Opfer. Louises Traueroutine wird jäh unterbrochen von der unwahrscheinlichen Ankunft mysteriöser Flugobjekte.

An zwölf Orten auf der Welt tauchen gleichzeitig eiförmige außerirdische Raumschiffe auf – die was machen? Nichts, sie stehen einfach nur still am Himmel und konfrontieren die Menschheit mit dem gleichgültigen Schweigen einer Naturgewalt.

Ein analytisches Schweigen – wer mit dem psychologisch vertrackten Werk des kanadischen Regisseurs vertraut ist, weiß das –, denn in Denis Villeneuves Sci-Fi-Drama geht es zunächst einmal nicht darum, was Aliens für gewöhnlich so in Hollywoodfilmen anstellen (Großstädte pulverisieren, die Bevölkerung drangsaliieren, Sklavenherrschaft errichten),

sondern um den menschlichen Umgang mit einem Ereignis, so einschneidend, dass es sich der Einordnung verweigert. Und wie es so ist mit einschneidenden Ereignissen, stellen sie eben nicht alles sofort total auf den Kopf, wie es die Dramaturgie unserer Kulturproduktion gerne vorgibt, sondern sie integrieren sich auf unheimliche Weise in unseren Alltag. So auch in »Arrival«.

Die Menschheit macht erst mal weiter wie gehabt, hält anlässlich der Ankunft der Fremden UN-Versammlungen ab, bringt die Börse zum Absturz, und ihre Verschwörungstheoretiker spinnen nur ein paar mehr wirre Theorien als sonst. Von einem Zusammenrücken kann also keine Rede sein. In der multipolaren Wirklichkeit tut sich auch kein strahlender Hegemon hervor, der mit Inbrunst die Rettung der Zivilisation zur Staatsangelegenheit erklärt. Irgendwann eskaliert dann doch alles so richtig. »Arrival« erzählt unter anderem auch vom Scheitern der Kommunikation.

Da schlägt die Stunde von Louise: Die Linguistin erhält vom US-Militär den Auftrag, mit den Aliens in Kontakt zu treten. An ihrer Seite der raubauzige Physiker Ian Donnelly, gespielt

von Jeremy Renner, der die Rolle des Science-Cracks erfrischend unnerdig ohne obligatorische Hornbrille verkörpert. Bis dahin haben wir übrigens noch nichts von den Außerirdischen gesehen, denn Villeneuve beherrscht meisterhaft die Stilmittel filmischer Suspense. Als sie schließlich auftauchen, bleiben sie nicht weniger geheimnisvoll. Heptopoden tauft sie der Film, Siebenfüßler, sie muten gleichermaßen ätherisch wie gewaltig an. Stoisch schweben sie in ihrer Nährlösung und kommunizieren per Zeichensprache in einer Mischung aus Graffiti und buddhistischen Ensō. Das Forscherteam rund um Ian und Louise besucht sie in ihrem Raumschiff und tauft die beiden Alien-Emissäre, denen es begegnet, nach dem Komikerduo Abbott und Costello. Die vergeis-

tigten Außerirdischen, und das ist der Kniff von »Arrival«, haben ein besonderes Geschenk im Gepäck. Es ist ihre Sprache, die Louise schließlich dechiffriert. Mit ihr tut sich schließlich für die Menschheit ein neues Verständnis für die Zeit und unsere Wirklichkeit auf. Am Ende steht dann ein Twist, den es so in seiner emotionalen Wucht selten im Hollywoodkino gegeben hat, und die Frage: Würden wir in unserem Leben alles genauso machen, wenn wir wüssten, wie es ausgeht? ||

ARRIVAL

USA 2016 | Regie: Denis Villeneuve | Mit: Amy Adams, Jeremy Renner, Forest Whitaker u.a.
116 Minuten | Kinostart: **24. November**

Ohm, Ohmm, Ohmmm ...

Jim Jarmuschs lakonische Meditation »Paterson« lässt Adam Driver die Poesie in den Dingen des Alltags finden.

SIMON HAUCK

An der Croisette in Cannes spaltete er in diesem Jahr die internationale Kritik: »Paterson«, der neue Spielfilm von Jim Jarmusch mit einem gleichnamigen Protagonisten in einer gleichnamigen Kleinstadt. Die einen lobten die stille Kraft in Jarmuschs neuestem Werk, seine betonte Künstlichkeit, seinen unbedingten Willen zur poetischen Form – einem so direkt sicherlich neuartigeren Aspekt in der Filmografie des US-amerikanischen Cheflakonikers.

Andere wiederum tadelten jene narrativ wenig aussagekräftige Auseinandersetzung der Indiefilm-Ikone mit den schlichten »Dingen des Lebens« (Claude Sautet), der bloßen Banalität im alltäglichen Einerlei eines poetisierenden Busfahrers mit Adam Driver in der Titelrolle und seinem hibbeligen Generation-Y-Gschpusi Laura (Golshifteh Farahani).

Garniert mit der in der Tat grandios miesepetrig dreinschauenden Bulldogge Marvin und einigen neuen, wiederum sehr typischen Jarmusch-Gestalten (wie beispielsweise einem im Waschsalon einsam vor sich hin rappenden, desillusionierten Wanderprediger, gespielt von Method Man) wird »Paterson« mit Sicherheit nun auch die deutschen Zuschauer in zwei Lager spalten. Was soll denn das Ganze vs. Oh, dieser Dinglyrik-im-Alltag-Zauber: Dazwischen wird es nichts geben – zum Glück.

Denn im Grunde verhandelt der Regisseur, der zuletzt kaum noch Produktionsgelder für seine Projekte zusammenbrachte, in diesem durchaus fordernden, aber teilweise auch ebenso glücklich machenden Film poem das Nichts, eben die Nullpunkte des Lebens. Immer derselbe Weg zur Arbeit, immer derselbe Spaziergang zur immer selben Kneipe am Abend mit den immer selben Visagen, bis am darauffolgenden Tag dieselbe Chose von vorne beginnt – scheinbar zumindest.



Paterson: Golshifteh Farahani und Adam Driver
© Mary Cybulski

Jim Jarmusch ist nämlich klug genug, jenen »Und täglich grüßt das Murmeltier«-Modus fein austariert von Tag zu Tag ein klitzekleines Stück zu variieren: weitgehend wirklich nur in Nuancen und rational nicht immer automatisch erklärbar, aber visuell immer noch so raffiniert, manchmal sogar überbordend wie bei der leider ein bisschen zu oft gezeigten Szene am Wasserfall aus dem Geiste von »Twin Peaks«, dass man trotzdem unweigerlich dran bleibt an dieser Nicht-Geschichte.

Sechs Schauspieler – wie bei Luigi Pirandello – sind es nicht einmal, die im Grunde einen Autor in dieser reichlich um Autorschaft wie Wirkungsmacht kreisenden Szenerie suchen, aber immerhin zwei Schauspieler – und ein Hund: So viel Jarmusch muss dann schon sein. Zwischendurch vielleicht gar nicht so unangenehm in dieser stark stilisierten, mehr als nur zenbuddhistisch angehauchten »Entdeckung der Langsamkeit« (Sten Nadolny) à la Jarmusch. Der kann derweil schweigen oder drehen – bis zum nächsten Film, wenn es denn einen solchen überhaupt noch geben wird. Ohm, Ohmm, Ohmmm ... ||

PATERSON

USA 2016 Regie: Jim Jarmusch
Mit: Adam Driver, Golshifteh Farahani u.a.
123 Minuten | Kinostart: **17. November**

Anzeige

COMING SOON
22.12.2016
SPARTACUS
BAYERISCHES
STAATSBALLET

Choreographie Yuri Grigorovich
Musik Aram Chatschaturjan
Musikalische Leitung Karen Durgaryan

Info / Karten
T 089 21 85 1920
www.staatsballett.de

si | group



In »American Pastoral« vor und hinter der Kamera: Ewan McGregor
© Ascot Elite Entertainment

Zeiten des Aufbruchs

Ewan McGregor adaptiert in seinem Regiedebüt »Amerikanisches Idyll« den Erfolgsroman von Philip Roth. Darin sucht ein Vater nach seiner abtrünnigen Tochter – wurde sie zur Terroristin?

JULIA WEIGL

Seymour Levov ist der vielleicht langweiligste Romanheld aller Zeiten: Er ist der beste Highschool-Athlet, der erfolgreichste Handschuhfabrikant, der treueste Ehemann, der liebevollste Vater, der weißeste Amerikaner – und natürlich obendrein ein brutal

sympathischer Kerl. Den Schweden, wie ihn seine Freunde und Familie nennen, bringt nicht einmal eine junge, hübsche Frau durcheinander, die sich mit hochgezogenem Röckchen lasziv auf dem Hotelbett räkelt.

Da musste sich der große amerikanische Geschichtenerzähler Philip Roth schon eine knifflige Geschichte einfallen lassen, um diesem Saubermann das Leben schwer zu machen. Und das klappt, im Roman. »Amerikanisches Idyll« ist ein komplexes Epos, für das Roth 1998 den Pulitzerpreis erhielt. Es erzählt von zwei Generationen, die einander nicht verstehen, vom amerikanischen Traum, der langsam zerbröckelt. Dafür hat Roth mehr als 400 Seiten, in der deutschen Version sogar mehr als 500 Seiten Platz. Exakte Beobachtungen, detaillierte Beschreibungen, komplexe Dialoge verdichten sich zu einem intensiven Familiendrama, das nicht nur tragisch daherkommt, sondern auch beiläufig Witzigkeiten versteckt.

Das alles in einem knapp zweistündigen Film unterzubringen, ist schier unmöglich. Ewan McGregor hat es mit seinem Regiedebüt, der Filmadaption von »Amerikanisches Idyll«, trotzdem probiert. Darin inszeniert er sich selbst als den Schweden Seymour. Im Zeitraffer hakt er eine Szene nach der anderen ab. Nicht einmal die Rahmenhandlung lässt er aus. Da trifft also Philip Roths Alter Ego, der gealterte Schriftsteller Nathan Zuckerman, auf einem Klassentreffen den kleinen Bruder des Schweden und erfährt, dass dieser gestorben sei. Grund genug, in Retrospektive dessen Lebensgeschichte zu erzählen: Amerika in den sechziger Jahren; Miss New Jersey heiratet Mister Baseball; die

Familie zieht aufs Land; ihre einzige Tochter stottert und stellt zu viele Fragen: »Hat denn niemand mehr ein Gewissen?« Sie liest Marx, hört Buffalo Springfield, kämpft gegen den Vietnamkrieg und für die Rechte der Schwarzen. Das amerikanische Idyll ist für Merry (Dakota Fanning) ein einsames Gefängnis, aus dem sie ausbrechen möchte. Deshalb – Achtung, Spoiler! – sprengt sie eines Morgens die Dorfpost in die Luft und haut ab nach New York. Der Schwede bleibt dabei: Seine süße blonde Merry ist unschuldig. Die Suche nach ihr gibt er nie auf.

Was sich in Roths Roman zu einer zermürbenden Familientragödie und einem energischen Generationenkonflikt steigert, kratzt in McGregors Film gerade mal an der Oberfläche. Die Figuren sind bloße Stereotypen: die depressive, hübsche Gattin Dawn, gespielt von Jennifer Connelly, lässt sich liften, um endlich ein neues Leben zu beginnen; die aufmüpfige Tochter Merry trällert »Moon River« und verlottert in den zwielichtigen Straßen Newarks, und Vater Seymour bleibt trotzdem stets ein polierter Handschuhfabrikant. ||

AMERICAN PASTORAL – AMERIKANISCHES IDYLL

USA 2016 | Regie: Ewan McGregor
Mit: Ewan McGregor, Jennifer Connelly, Dakota Fanning | 102 Minuten
Kinostart: 17. November

Eine Welt im Umbruch

Mit ihrem Spielfilmdebüt »Die Reise mit Vater« entführt uns Anca Miruna Lazarescu ins Europa des Jahres 1968 und entdeckt dabei erstaunlich viele Parallelen zur aktuellen politischen Situation.



v.l.: Emil Reinholtz (Răzvan Encu), Mihai Reinholtz (Alex Margineanu) und William Reinholtz (Ovidiu Schumacher) | © Movienet Film

THOMAS LASSONCZYK

Wie eng Gegenwart und Vergangenheit zusammenliegen, das zeigt das ebenso warmherzige wie glaubwürdig erzählte Langfilmdebüt von Anca Miruna Lazarescu. Die 1979 in Rumänien geborene und seit 1990 in Deutschland lebende Absolventin der Münchner Filmhochschule hält sich bei »Die Reise mit Vater« einmal mehr an die Devise »Die besten Geschichten schreibt das Leben selbst«. In

diesem Fall greift sie auf Erlebnisse ihres eigenen Vaters zurück und begibt sich ins rumänische Arad des Jahres 1968. Dort versuchen zwei ungleiche Brüder mit dem kommunistischen Regime, jeder auf seine Art, fertigzuwerden. Während der angehende Arzt Mihai sich mit dem System mehr oder weniger arrangiert hat, eckt der jüngere Emil immer wieder bei der Obrigkeit an. Dieser

Konflikt gerät aber zunächst zur Nebensache, da es gilt, den schwer kranken Vater in die DDR zu bringen, um dort die dringend benötigte Operation durchführen zu können. Überrascht vom Einmarsch der Russen in die ČSSR, endet ihre Odyssee abrupt in einer ostdeutschen Turnhalle, die kurzfristig als Aufnahmefür Touristen dient. Mit Hilfe der Münchner Studentin Ulli, die Mihai dort zufällig kennenlernt, bekommen die drei Deutschrumänen ein Transitvisum für die BRD. Doch die anfängliche Begeisterung darüber schlägt alsbald in Ernüchterung um. Denn auch im Westen ist längst nicht alles Gold, was glänzt. Als auch noch der Vater überraschend verstirbt, beschließt Emil, in sein geliebtes Heimatland zurückzukehren. Doch wird man ihn dort mit offenen Armen empfangen? »Die Reise mit Vater« ist ein komödiantisches Roadmovie, das sich mit den damaligen politischen Gegebenheiten in Ost und West kritisch auseinandersetzt, ohne jedoch allzu sehr ins Detail zu gehen. Stattdessen interessiert sich Lazarescu mehr für ihre Hauptfiguren, die Hassliebe zwischen den beiden Brüdern sowie deren gemeinsame Sehnsucht, in einem freien Land leben zu können. Sehr viel Wert legt die Regisseurin auf Ausstattung und Kostüme, und auch wenn sie budgetbedingt wohl Abstriche machen musste, gelingt ihr doch ein schönes, authen-

tisches Abbild des schicksalhaften Jahres 1968. Eine ganz wichtige Rolle kommt auch der Musik zu, der Score wird von einem melancholischen, immer wieder variierenden Pianoleitmotiv dominiert, dazu gesellen sich rockige, den Westen symbolisierende Klänge der Beatles-Generation sowie Emils selbst komponierte Revoluzzersongs mit so provokanten Liedzeilen wie »Raus mit den Stalinisten aus meinem Land«. Auf Sprachebene bleibt Lazarescu ihrer Linie ebenfalls treu, sie lässt ihre Protagonisten je nach Situation (gebrochen) deutsch oder rumänisch miteinander sprechen. Für die Hauptrollen engagierte sie Alex Margineanu (als bedachter, zurückhaltender Mihai), der bereits in einigen rumänischen Filmen mitwirkte, und den Newcomer Razvan Enciu als Emil, der durch sein draufgängerisches, erfrischend unbekümmertes Spiel gefällt. Nach seiner Premiere auf dem Filmfest München erlebt »Die Reise mit Vater« nun seinen offiziellen deutschen Kinostart. Schön, dass so etwas für solch feine, leise Filme noch möglich ist. ||

DIE REISE MIT VATER

Deutschland 2016 | Regie: Anca Miruna Lazarescu | Mit: Alex Margineanu, Razvan Enciu, Ovidiu Schumacher | 111 Minuten
Kinostart: 17. November

Menschen im Hotel

Hotels sind ideale Settings für Filme. Warum das so ist, analysieren vierzehn Autoren aus ungewöhnlichen Perspektiven.

CHRISTIANE PFAU

Lange Flure können der Inbegriff des Schreckens sein. Oder der Angstlust, je nach Konstitution des Betrachters. Bestimmte architektonische Voraussetzungen unterstützen die Dramaturgie im Film oft maßgeblich, und diese Architekturen findet man idealerweise in Hotels, wie alt oder neu, luxuriös oder schäbig sie auch sein mögen. Das Hotel ist eine Bühne für jeden, der durch die Tür – oft

eine Drehtür – ins Foyer tritt. Die eine Welt bleibt draußen, eine andere findet hier drinnen statt, und niemand weiß, welche die »wahre« ist. Niemand bleibt im Hotel unsichtbar: Jeder beobachtet jeden. Jeder kann zum Selbstdarsteller werden, sich neu erfinden, solange ihm niemand auf die Schliche kommt.

Man denke nur an Filme wie »Drei Männer im Schnee« von Kurt Hoffmann (1955),

Stanley Kubricks »Shining« (1978/80), John Maddens »The Best Exotic Marigold Hotel« (2011) oder natürlich Wes Andersons »The Grand Budapest Hotel« (2013/14), in denen sich Geschichten so verdichtet abspielen, dass der Zuschauer kaum die Möglichkeit hat, sich durch die imaginäre Drehtür nach draußen zu verdrücken. Er wird Teil des Tatorts, des Jagdreviers, des Personals, der Gästeschar, er durchlebt alle sozialen Schichten und psychischen Abgründe, die sich zwischen den Protagonisten auftun. Der Drehbuchautor Béla Balázs rief einmal begeistert aus: »Ein Hotel – wieviel Lebenswege kreuzen sich hier! Wieviel Schicksale durchqueren sich hier. Wieviel Geheimnisse wohnen hier Tür an Tür. Lachen und Weinen, Ernst und Narrheit verschmelzen zu einem Chor. Und kurze Begegnung fremder Menschen wirbelt Schicksale durch-

einander im tollen Maskenball des Lebens.«

14 Autoren haben sich mit dem Hotel als Filmschauplatz im aktuellen CineGraph-Band der edition text+kritik beschäftigt. Dieses unterhaltsame Kompendium über »Begegnungen in begrenzten Räumen« (hervorzuheben sei besonders Hans J. Wulffs Beitrag über »Hotelszenarien im deutschen Schlagerfilm«) sollte in keiner gut sortierten Hotelbibliothek fehlen, egal wie groß oder klein das Haus ist. In Bates' Motel wohnte am Ende schließlich auch nur ein einziger Gast. ||

FILM-BÜHNE HOTEL. BEGEGNUNGEN IN BEGRENZTEN RÄUMEN

Hg.: Hans-Michael Bock, Jan Distelmeyer, Jörg Schöning | Edition text+kritik, 2016
207 Seiten | 28 Euro



Lebanon | © Steve McCurry / Magnum Photos / Agentur Focus

Steve McCurry Das Tor zu den Welten

Steve McCurry, geboren 1950 in Philadelphia, ist seit den 70er Jahren als Fotojournalist tätig. Immer wieder war er an Schauplätzen internationaler Krisen und Bürgerkriege tätig. Eines seiner berühmtesten Bilder ist das Portrait des »Afghanischen Mädchen«, das er für »National Geographic« aufnahm. Er wurde vielfach ausgezeichnet, u. a. als »Magazine Photographer of the Year« der National Press Photographer's Association. Seine Bilder von Lesenden sind derzeit im Amerikahaus in München zu sehen. Anfang Oktober erschien im Prestel Verlag das schöne Buch »Lesen. Eine Leidenschaft ohne Grenzen« von Steve McCurry mit einer Einführung von Paul Theroux.

Mit einem Buch in der Hand entrückt der Mensch in Zwischenreiche, weit fort vom Klassenzimmer, auch wenn hier meist alles seinen Anfang nimmt, was mit dem Entziffern von Buchstabenkombinationen zu tun hat. Und welche Welten tun sich auf, wenn man Sinn entdeckt, wo vorher nur Zeichen waren. Man braucht nur einen freundlichen Lehrer, und schon geschehen erstaunliche Dinge: Das Mädchen mit dem Kopftuch in der ersten Reihe ist völlig absorbiert von ihrer Lektüre. Die beiden stehenden Kinder verfolgen hochkonzentriert Zeile um Zeile. Die beiden Jungs mit den Pudelmützen sind noch skeptisch: Kann man das alles glauben, was da steht? Steht auf deinen Seiten dasselbe wie auf meinen? Und das Mädchen hinten links hat etwas entdeckt, das ihm gefällt. So verschmitzt schaut man, wenn man etwas verstanden hat.

Ganz außerordentlich ist das Bild an der Wand, das da hängt wie eine Überdosis Motivation. Ja, scheint es zu sagen, wenn man lesen kann, dann kommt man aus dem Staunen nicht mehr heraus. Man möchte gern wissen, was für ein Buch das ist, das die beiden da zusammen mit ihrem Hündchen lesen.

Lesen ist eine wichtige Angelegenheit, das kann man an den Kindern sehen. Sie sind konzentriert, dabei entspannt. Wie wunderbar, dass dem Lehrer dieses Szenario so gelungen ist, wie wir es sehen dürfen. Das Bild hat Steve McCurry in Moukhtara im Libanon aufgenommen, 30 Meilen von Beirut entfernt. || cp

ON READING - PHOTOGRAPHY BY STEVE MCCURRY

Amerikahaus | Barer Straße 19a | bis 30. November | Mo-Fr 10-17 Uhr, Mi 10-20 Uhr | www.amerikahaus.de

STEVE MCCURRY: LESEN. EINE LEIDENSCHAFT OHNE GRENZEN

Prestel Verlag, 2016 | 144 Seiten | 29,95 Euro

»Infizieren mit der Lust, über Sprache nachzudenken«

Das forum:autoren des diesjährigen Literaturfests wird von der Autorin, Lyrikerin und Journalistin Elke Schmitter kuratiert. Petra Hallmayer befragte sie über die Faszination von Sprache.



Elke Schmitter
© Volker Derlath

Ihr Motto lautet: »ein wort gibt das andere«. Ist das ein Verweis darauf, dass Schreiben immer auch ein Antworten und Fortschreiben ist? Man kann an den Weg von der arabischen Liebeslyrik zu den Troubadouren und zum Minnesang denken oder an sich über Jahrhunderte hinweg fortsetzende Debatten ...

Genau. Spontan denkt man bei dieser Redewendung an den Auftakt zu einem Streit. Diskurs wäre ein sanfteres Wort. Ich wollte aber vor allem darauf verweisen, dass Worte weiterwirken, neue Realitäten schaffen. Literatur entsteht aus Literatur. Sie entspringt nicht als Herzenergie aus einem dubiosen Innen. Dieser Innerlichkeitsmythos ist ja gerade im Deutschen sehr stark und hat auch eine politische Komponente.

Inwiefern?

Wir hängen an dem Fetisch der Muttersprache, der im Umgang mit Migranten eine fatale Rolle spielt. Sprache wird zur Mauer, einem Instrument der Ausgrenzung. In weiten Teilen der Welt versteht man die Frage nach der Muttersprache gar nicht. In Afrika ist es normal, dass ein Mensch mit vier Sprachen aufwächst. In dem Satz »ein wort gibt das andere« steckt auch das Andere, Fremde. Diesen Aspekt wollte ich durch die Kleinschreibung erhalten. Es ist ein ganz einfacher Satz, und doch erlaubt er viele Deutungen. Er macht die Mehrdeutigkeit von Sprache performativ deutlich. Und Literatur ist Sprache. Punkt.

War das der Ausgangsgedanke für Ihr Konzept für das forum:autoren?

Ja. Das Tolle war, dass ich als Kuratorin völlige Freiheit hatte. Mir wurde nur irgendwann gesagt: Ein paar große Namen wären schon schön. Ich hatte sofort die Idee, die Nobelpreisträgerinnen Svetlana Alexijewitsch und Herta Müller zu einem Gespräch über Sprache in Diktaturen einzuladen. Damit hatte ich diesen Punkt abgehakt und konnte mich ganz meinen Neigungen zuwenden. Ich suche in der Literatur nicht nach politischen Botschaften oder aufregenden Inhalten. Diese Klappentextprosa interessiert mich überhaupt nicht. Wenn ich etwas über ein Thema wissen will, lese ich eine Reportage. Ich lese lieber John Updike als Philip Roth, lieber Virginia Woolf als eine Autorin, die superwichtige »Tabuthemen« aufgreift. Inhalt ist mir in der Literatur völlig egal. Ihre einzigartige Qualität liegt anderswo.

Worin sehen Sie diese?

Literatur kann wie kein anderes Genre unsere Wahrnehmung weiten und schärfen. In einem der »Rabbit«-Romane überlegt

Harry, ob er sich einen Schokoriegel kaufen soll. Es ist nur ein kurzer banaler Moment, den Updike schildert, doch was darin alles einfließt – Angst um den eigenen Körper, Lust, Spielarten moralischer Selbstrechtfertigung –, das ist atemberaubend. Wir schauen für ein paar Sekunden in den Kopf eines Menschen und erfahren unglaublich viel über ihn und über uns selbst. Das kann nur Literatur.

Tatsächlich aber stehen erstaunlich wenige Lesungen auf dem Programm. Warum?

Ich muss gestehen, ich mag Lesungen nicht besonders. Oft sitze ich dann da und denke: Mein Gott, was könnte ich in der Zeit nicht alles lesen! Mich interessieren Veranstaltungen viel mehr, bei denen man nicht vorher weiß, was passiert, bei denen mir kluge Köpfe neue Gedanken erschließen oder Lyrik auf Vokalkunst und Musik trifft wie in der »Bänkelbar«, die wir eröffnen. Mein ästhetischer Zugang zu Sprache ist extrem musikalisch, an Rhythmus und Klang gebunden. Ich habe letztes Jahr im Kosovo Menschen mit einer Inbrunst Volkslieder und Balladen singen gehört – das hat mich umgehauen. Diese Unbefangtheit haben wir verloren. Als ich das Programm konzipierte, dachte ich: Ich will selbst überrascht werden und etwas lernen.

Einer Ihrer Schwerpunkte sind sprachwissenschaftliche und -philosophische Themen. Symposien befassen sich mit verschwinnenden Sprachen oder der Frage »Wie kommt das Denken in die Sprache?«.

Ich habe nicht zufällig Philosophie studiert. Ich weiß noch, wie ich mich als Kind zum ersten Mal fragte: Kann ich ohne Sprache denken? Von Wittgenstein stammt ja der berühmte Satz: »Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.« Die Sprachforschung befasst sich mit unglaublich spannenden Themen: Wie beeinflussen Sprachen unsere Wahrnehmung? In manchen Sprachen gibt es keinen Konjunktiv. In einigen Sprachen in Polynesien ist die Zeugenschaft im Verb enthalten. Wenn jemand sagt, »Das Schiff ist angekommen«, verrät das Verb, ob er das Schiff selbst gesehen oder ihm ein Onkel davon erzählt hat. Stellen Sie sich einmal vor, wir würden in einer Diskussion bei jeder Aussage mitteilen, woher eine Information stammt! Mit jeder Sprache, die stirbt, geht ein Zugriff auf die Welt verloren. Worte sind eben nicht nur Worte.

Womit wir bei den Problemen des literarischen Überset-

zens wären, denen Sie einen Tag unter dem Titel »Kannitvers-tan« widmen.

Darauf bin ich wahnsinnig gespannt. Ich habe den Arabisten Stefan Weidner eingeladen, einen fantastischen Essayisten, der eine steile These vertritt: Unsere abendländische Wut des restlosen Verstehens, des Definierens und Festlegens, erklärt er, geht am Arabischen total vorbei. Wir verfehlen trotz guter Übersetzer das Wesentliche. Gunhild Kübler spricht über die riesige Dickinson-Gemeinde in Japan. Was lesen Japaner, wenn sie Emily Dickinson lesen? Letztlich geht es um die Frage: Gibt es produktives Nicht- oder Missverstehen?

Sie sind Romanautorin, Lyrikerin und Journalistin. Fällt es Ihnen leicht, zwischen Sprachformen zu wechseln?

Ich kann nicht morgens an einem Roman schreiben und danach einen Artikel verfassen. Und ein Gedicht kann ich gar nicht planen. Das ist bei mir eine Art Sputnik-Phänomen. Journalismus unterliegt ganz anderen Regeln. Ich war allerdings als Journalistin lange verwöhnt. Bei der »taz« konnte man damals machen, was man wollte, man schrieb quasi für die eigene WG. Als ich zur »Zeit« kam, war das Feuilleton noch das hohe Reich der Autoren. Wir durften jede Pirouette drehen. Wenn die Kindergärtnerin aus Wanne-Eickel uns nicht folgen kann, meinten wir, ist das ihr Problem. Als ich beim »Spiegel« anfang, habe ich oft mit den Zähnen geknirscht. Alles in mir hat sich dagegen gestäubt zu schreiben: »Kohl, Bundeskanzler«. Irgendwann aber begriff ich, dass dahinter ein grunddemokratischer Gedanke steht: Jeder soll jeden Satz voraussetzungslos lesen können. Diesen Grundgedanken habe ich mitgenommen ins Literaturfest.

Trotz der intellektuellen Diskursthemen?

Aber ja! Das ist keine abgehobene Akademikerveranstaltung. Überhaupt nicht. Alles, was da stattfindet, soll jeder verstehen können. Ich möchte den Schüler ebenso ansprechen wie die Rentnerin. Ich will die Leute anstecken, infizieren mit der Lust, über Sprache nachzudenken, dem wunderbaren Schwindel, der einen erfasst, wenn sich neue Welten im Kopf auftun. ||

INTERVIEW: PETRA HALLMAYER

FORUM:AUTOREN

Verschiedene Veranstaltungsorte | 11.–19. November
www.literaturfest-muenchen.de

VERANSTALTUNG
PODIUMSGESPRÄCH
AUDIOVORFÜHRUNG

DEZ 2016

ORFF-ZENTRUM MÜNCHEN
DO, 1. DEZ. 2016, 19 UHR

Historische Tondokumente I

Podiumsgespräch
Walter Haupt
(damals Mitwirkender im Orchester der Stuttgarter Oper),
Franz Willnauer
(damals Kritiker für die Österreichische Musikzeitschrift Wien) u. a.

Moderation: Thomas Rösch

Carl Orff (1895–1982):
Oedipus der Tyrann
Ein Trauerspiel des Sophokles von Friedrich Hölderlin

Mitschnitt der Uraufführung vom 11. Dezember 1959 in Stuttgart u. a. mit Fritz Wunderlich, Gerhard Stolze, Astrid Varnay und Hans Baur

Eintritt: Euro 8,00

Orff-Zentrum München
Staatsinstitut für Forschung und Dokumentation
www.orff-zentrum.de

Kaulbachstraße 16
80539 München
Telefon (0 89) 28 81 05-0
Fax (0 89) 28 81 05-33
kontakt@orff-zentrum.de

orff
zentrum
münchen

30. Jüdische Kulturtage

13.–22.11. 2016

München Gasteig

So 13.11. 19⁰⁰ Gasteig
London Klezmer Quartet
Frauenpower aus UK
Eröffnungskonzert

Do 17.11. 19⁰⁰ Gasteig
Frauen in den abrahamitischen Religionen heute
Podiumsdiskussion

Mo 14.11. 19³⁰ Seidl-Villa
Viktor Ullmann und Zeitgenossen
Prager Künstler präsentieren Lieder und Klaviermusik

Sa 19.11. 20⁰⁰ Gasteig
David Orlovsky Trio Klezmer Kings

Di 15.11. 20⁰⁰ Gasteig
Yamma Ensemble (Israel)
Frontsängerin Talya Solan
Music of Jewish Diaspora

So 20.11. 19⁰⁰ Gasteig
Scheiny's All Star Yiddish Revue

Im weiteren Programm:
Filme, Vorträge, Buchvorstellung

Veranstalter: Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kultur und Tradition e.V.
Karten: VVK-Stellen wie München Ticket, 089/54818181, www.muenchenticket.de

Anzeigen

FILM

36. INTERNATIONALES FESTIVAL DER FILMHUHSCHULEN MÜNCHEN

I only know that I love you. ❤️

That's your misfortune.

SCHOOL

SOME LIKE IT SHORT
13.–19. NOVEMBER 2016
#FSFMUC

Oh, Rhett!
Rhett!
Rhett! Rhett!

Rhett... if you go, where shall I go, what shall I do? 🤔🤔

FESTIVAL CENTER & TICKETS
FILMMUSEUM MÜNCHEN
ST.-JAKOBS-PLATZ 1
FILMSCHULENFEST-MÜNCHEN.DE

Frankly, my dear, I don't give a damn. 😏

MÜNICH



Senthuran Varatharajah | © Heike Steinweg

Wohin?

18 Tage Literaturfest,
weit über 60 Veranstaltungen –
wofür sich entscheiden?

SENTHURAN VARATHARAJAH

13.11. | »Lasst uns über Sprache reden ...«, Teil 2: Sprache wird Schrift, Sprache macht Politik, Sprache ist Kunst« | 12–18 Uhr, Panel um 15.15 Uhr: »Wie spricht Europa?« mit Senthuran Varatharajah, Sebastian Kirf, Ulrike Guérot, Karl Freller und Jürgen Trabant | Moderation: Hans Peter Kistner | **Literaturhaus, Bibliothek**

Wenn Senthil Vasuthevan als Kind weiße Atemwolken aus den Mündern von Menschen aufsteigen sah, dachte er, »so sähe die Sprache von Engeln aus«. Heute erkundet er die Gewalt und die politische Macht, die Sprache inne- wohnt. Senthil ist der Protagonist des Debütromans »Vor der Zunahme der Zeichen«. Er stammt, wie der Autor Senthuran Varatharajah, aus Sri Lanka, kam als Kleinkind nach Deutschland, studierte in Marburg und wohnt in Berlin. Die Ausgangssituation seines Buches hat Varatharajah ähnlich erlebt: Eines Nachts schreibt Senthil eine junge Frau über den Facebook-Messenger an, da ihm Valmira Surroi als »person, die ich vielleicht kenne« vorgeschlagen wurde. Valmira hat nicht nur wie er in Marburg studiert. Geboren im Kosovo, wuchs sie hier ebenfalls in einem »Asylland- heim« auf, wie es Senthil in Anlehnung an das »nach Ausflucht und ausgelassenheit« klingende Schullandheim nennt. Sieben Tage und sieben Nächte teilen die beiden Gedanken und Erinnerungssplitter. Selten stellen sie Fragen oder gehen direkt auf das eben Geschriebene ihres unbekannteren Gegenübers ein. Und doch kommen sie im Laufe des digitalen Dialogs auf die Erlebnisse des anderen zurück, gleichen diese mit eigenen ab, bleiben letztendlich aber ganz bei sich. Sie untersuchen die Doppeldeutigkeit von Wörtern wie »ausweisen«, »versprechen« oder »einstellen«, hinterfragen die Zusammenhänge von Sprache, Erinnerung und Vergessen. So entsteht ein faszinierender assoziativer Text über die Möglichkeiten und Grenzen des Sagbaren. Als Schriftsteller verstehe er es als seine Herausforderung, eine neue literarische Sprache zu erfinden, die Migrationserfahrungen ausdrücken könne, sagte Senthuran Varatharajah jüngst in einem Interview. Was diese auszeichnet? Das erfahren wir hoffentlich beim forum:autoren, zu dessen Symposium »Lasst uns über Sprache reden ...« Varatharajah geladen ist. Das Thema des Abschlusspanels: »Wie spricht Europa?« ||

TINA RAUSCH



Leonid Aronson | © Boris Ponzovski

LEONID ARONSON

15.11. | In Erwartung des Erwachens. Themen- abend mit Ilja Kujukj, Hanns Zischler, Johanna Renate Döring, Christian Zehnder | 19 Uhr **Lyrik Kabinett** | Amalienstr. 83

In seiner Heimat gilt er als einer der bedeutendsten russischen Dichter des 20. Jahrhunderts. In Deutschland ist Leonid Aronson kaum bekannt. Daran hat auch die späte Veröffentlichung des Gedichtbandes »Innenfläche der Hand« nichts geändert. Umso mehr darf man sich freuen, dass das forum:autoren nun zu einem Aronson-Abend mit Film- und Ton- einspielungen einlädt. Johanna Renate Döring führt durch die Biografie Aronsons, dessen Lyrik zugleich in der klassischen Formensprache und in der Moderne daheim ist. Hanns Zischler und Ilja Kujukj tragen seine Gedichte vor, in denen er die Schönheit des Unscheinbaren feiert, eines Grashalms, der Linien eines Blattes, in denen eine stauende Liebe zum Paradies Welt neben der Schwermut stehen. »So das ganze Leben, seine jenseits des Todes Bilanz: Himbeeren, Nadelwald, Kerzen und ein Faltertanz«, heißt es in einem seiner wunderbar sanft fließenden Verse. Mit nur 31 Jahren starb Aronson 1970 in einer Hütte im Gebirge. Ob er sich umbrachte oder durch einen Unfall umkam, ließ sich nie mit Gewissheit feststellen. ||

PETRA HALLMAYER



Mathias Énard | © Marc Melki

MATHIAS ÉNARD

16.11. | Moderation: Stefan Weidner | 20 Uhr **Literaturhaus, Saal**

Dass Orte wie Aleppo und Teheran Menschen zum Träumen brachten, man bei dem Ruf »Allahu akbar« nicht an Terror dachte, ist kaum mehr vorstellbar. Gegen die Übermacht der Schreckensbilder schreibt Mathias Énard in seinem großen, mit dem Prix Goncourt ausgezeichneten Roman »Kompass« an, den er im Literaturhaus präsentiert. Darin beschwört er den betörenden Zauber und Reichtum einer Kultur, die der Westen nur noch als Bedrohung wahrnimmt und die Schlächter des IS dabei sind zu vernichten. Er zeigt die Verschwisterung von Orient und Okzident, spürt dem dichten Geflecht nach, das beide verbindet. Dafür hat er sich einen zugleich zutiefst romantischen und klug klarsichtigen Erzähler erfunden, der sich an der persischen Dichtung berauscht, ohne vor den Realitäten die Augen zu verschließen.

Der Wiener Musikologe Franz Ritter taucht in einer langen Nacht in die Erinnerung ab, reist nach Istanbul, Aleppo, Palmyra und Teheran. Mit einer Karawane aus Forschern, Fliehenden, Drogensüchtigen und Erotomanen entführt er uns in einen Orient, der als das Fremde andere Dichter, Philosophen und Musiker inspirierte, zum imaginären Raum für Sehnsüchte und Projektionen wurde. Eingewoben in den Gedankenstrom des Schlaflosen ist eine Fülle an kulturgeschichtlichen Reflexionen. »Kompass« eignet sich nicht als Lektüre für ungeduldige Leser. Aber wer ein Herz hat für kauzige, gelehrte Erzähler, ihre Lust an narrativen Ausschweifungen und Fußnotenwissen, den macht dieser hochintelligente, schmerzlich melancholische und immer wieder beißend komische Roman glücklich. Was das »bleichgesichtige Brillenmonster« Franz nach Osten zieht, ist nicht nur Erkenntnis hunger, sondern die Liebe zu der schönen Orientalistin Sarah. Eine große, unerfüllte Liebe, die ihn gefangen hält, sein Leben erfüllt und überglänzt. Und am Ende der Nacht, wenn man es längst nicht mehr erwartet, leuchtet bei Énard Hoffnung auf. ||

PETRA HALLMAYER



Katja Lange-Müller | © Heike Steinweg

KATJA LANGE-MÜLLER

17.11. | Moderation: Verena Auffermann 19 Uhr | **Literaturhaus, Bibliothek**

Je verpönter das Rauchen wird, desto mehr drängt es in die Künste. Dorthin, wo es schon einmal fester Bestandteil war – man schaue sich nur mal alte Filme an. Derzeit kommt kaum eine Theateraufführung ohne Zigarette aus, und auch die Protagonistin von Katja Lange-Müllers neuem Roman »Drehtür« zieht sich eine nach der anderen rein. Die 65-jährige Asta Arnold steht am Münchner Flughafen und raucht. Unfähig, die Drehtür vor ihr zu durchschreiten. 22 Jahre lang war sie für verschiedene Hilfsorganisationen tätig, zuletzt in Nicaragua. Bis sich ihre Fehler häuften und die Kollegen ihr nahelegten, die Sachen zu packen. Nun steht sie da wie paralysiert, ganz auf sich selbst gestellt. Der Gang durch die Drehtür hieße, ins Freie und damit in die Freiheit zu treten. Asta ist soziophob und logophob, sie hinterfragt jedes Wort. Einzig der Griff zur Zigarette verspricht jetzt noch Halt. Die Kippe ist ihre Madeleine, mit jedem Kringle steigen die Erinnerungen auf. Die Frau an der Kasse dort, schaut sie nicht wie die Krankenschwester Tamara aus, »deren unermüdlicher Eifer womöglich tatsächlich von einem Helfersyndrom herrührte? Oder die Katze auf dem Rasen gegenüber, ähnelt sie nicht jener aus Tunesien, wo sie einst mit ihrem Ex Kurt, dem Katzenallergiker, Urlaub gemacht hat und liebevoll wen bemutterte? Streunende Katzen.

Katja Lange-Müllers mal rauchfadenzarter, mal rauchschwadenschwerer Roman entwirft die Biografie einer ostdeutschen Frau mit all ihren Banalitäten, Höhen und Tiefen. Zum einen. Zum anderen fragt er, was es mit dem Helfen eigentlich auf sich hat, welche Chancen und Risiken es birgt: »die Kranken [...] bieten dir, Schwester, Pfleger, Arzt, das Größte und Großartigste, meinerwegen Geilste von allem: die Macht zu helfen«. Schließlich ist es ein Buch, das Sprache hinterfragt, die Worte abklopft und damit aufs Treffendste in das von Elke Schmitter kuratierte forum:autoren passt, das unter dem Motto steht »ein wort gibt das andere«. ||

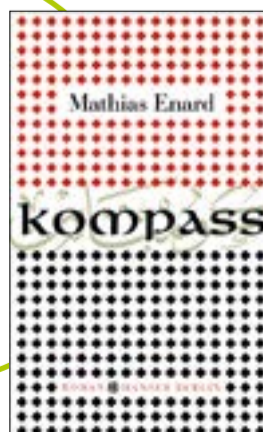
FLORIAN WELLE



SENTHURAN VARATHARAJAH: VOR DER ZUNAHME DER ZEICHEN
S. Fischer, 2016 | 250 Seiten | 19,99 Euro
E-Book 17,99 Euro



LEONID ARONSON: INNENFLÄCHE DER HAND
Aus dem Russischen von Gisela Schulte und Marina Bordne | Erata, 2009 | 194 Seiten
19,95 Euro



MATHIAS ÉNARD: KOMPASS
Aus dem Französischen von Holger Fock und Sabine Müller | Hanser Berlin, 2016 | 432 Seiten
25 Euro, E-Book 18,99 Euro



KATJA LANGE-MÜLLER: DREHTÜR
Kiepenheuer & Witsch, 2016 | 224 Seiten
19 Euro, E-Book 16,99 Euro



Bachtyar Ali
© Unionsverlag

BACHTYAR ALI

17.11. | Moderation: Cornelia Zetzsche
Deutsche Lesung: Gert Heidenreich | 19 Uhr
Gasteig, Carl-Orff-Saal

19.11. | **Bayern2-Diwan** mit Carolin Emcke, Steven Uhly, Abathar Kmash, Ehab Abou Fakhar, Muhsin Ramdan | 14.05–15 Uhr | **Gasteig, Foyer Kleiner Konzertsaal** | Eintritt frei

Bachtyar Ali ist eine literarische Entdeckung. Er gilt als einer der bedeutendsten Schriftsteller der autonomen Region Kurdistan im Nordirak. Zwanzig Jahre lebte er unentdeckt in Deutschland. Jetzt ist er beim Literaturfest mit seinem erstmals auf Deutsch erschienenen Roman »Der letzte Granatapfel« zu erleben. Der Roman lässt an ein Märchen denken. Er ist reich an Symbolen und rätselhaften Figuren. Ali erzählt darin die Geschichte eines einstigen Peschmerga-Kämpfers. Befreit nach über 20-jähriger Gefangenschaft, durchreist dieser auf der Suche nach seinem Sohn das Land. Mit Entsetzen sieht er all die Verwüstungen, die der jahrelange Bruderkrieg zwischen den beiden kurdischen Parteien DPK und PUK angerichtet hat. »Dieser Krieg hat unser Leben ruiniert«, sagt Ali, den das grausame Morden Mitte der 90er Jahre selbst ins Exil trieb. »Er hat die Seelen der Menschen zerrüttet und ihnen die Fähigkeit zum Frieden geraubt.« 1966 in Sulaimaniya geboren, geriet Ali 1983 in Konflikt mit der Diktatur Saddam Husseins. Er brach sein Studium ab, um sich der Literatur zu widmen. Sein Werk umfasst elf Romane, fünf Gedichtbände sowie zahlreiche Essays. In Kurdistan genießt Ali wegen seiner unparteiischen Haltung und seiner offenen Kritik an den politischen und sozialen Verhältnissen großes Ansehen. Drei tragische Kriege hat er erlebt, die seine literarische Arbeit geprägt haben. »Alle meine Romane richten sich gegen den Krieg«, betont er. Gegenwärtig arbeitet er an einer

Trilogie über die Geschichte der Kurden. Sein Wunsch ist es, dass die Kurden »ihre Identität und Kultur erleben dürfen und ihre Sprache sprechen können.«

RUTH-RENÉE REIF



BACHTYAR ALI: DER LETZTE GRANATAPFEL

Aus dem Sorani-Kurdischen von Ute Cantera-Lang und Rawezh Salim | Unionsverlag, 2016
352 Seiten | 22 Euro, E-Book 18,99



Dominique Manotti
© HACQUARD et LOISON Opale

DOMINIQUE MANOTTI

19.11. | Moderation und deutsche Lesung:
Iris Konopik (Übersetzerin) | 19 Uhr
Gasteig, Black Box

Sie kennen diese Fastfood-Krimis: ein Kommissar mit Alkoholproblemen, eine Handvoll angeblich schräger Typen, Tatort und Leiche widerlichstmöglich ausgemalt und – ganz wichtig für das Prädikat »hochaktuell« auf dem Cover – ein paar pseudopolitische Sahnetupfer à la Finanzkrise, Flucht oder Korruption. Folgt man der Handlung solcher Machwerke, darf man keinesfalls unbedacht nach rechts oder links schauen: Da gähnt nur graues, dumpfes Nichts. Schauplätze, historischer Kontext, selbst die Vorgeschichten der Figuren brechen unvermittelt ab, wo der Plot sie nicht mehr braucht, wo weiterer Denkaufwand sich nicht rechnet. Und dann gibt es Dominique Manotti, das andere Extrem: Jeder Krimi der promovierten Wirtschaftshistorikerin ist eine intensive Zeitreise, jedes Szenario akribisch recherchiert, jedes Buch ein Anschreiben gegen Resignation und Abstumpfung, jeder Fall ein verdrängter Skandal der Zeitgeschichte: In »Hartes Pflaster« war es beispielsweise der politische Kampf der »Sans Papiers« in Paris, in »Ausbruch« die gemeinsamen Verbrechen von Rechtsterroristen und italienischen Geheimdiensten, jetzt in »Schwarzes Gold« ist es die Rolle der organisierten Kriminalität im aufstrebenden internationalen Erdölhandel der 70er Jahre. Dass die Bücher dieser dezidiert politischen Autorin, die erst mit fünfzig aus Zorn zu schreiben begann, auch noch brillant erzählt sind und ihr Kommissar Daquin ein verdammt spannender Typ ist, macht jedes weitere Nachdenken über die Samstagabendplanung obsolet. Manotti haut einen schon um, wenn sie nur schreibt – sie zu sehen, ist ein Pflichttermin.

CORNELIA FIEDLER



DOMINIQUE MANOTTI: SCHWARZES GOLD

Aus dem Französischen von Iris Konopik
Ariadne, 2016 | 384 Seiten | 19 Euro

TINA RAUSCH



Sabine Gruber
© Gunter Glücklich

SABINE GRUBER

21.11. | Moderation:
Thomas Kraft | 19 Uhr
Gasteig, Black Box

In Südtirol und Wien wird sie nur »Die Gruber« genannt, voller Respekt und Stolz. Sabine Gruber, geboren 1963 in Meran

und seit 16 Jahren Wienerin, hat mehr als ein Dutzend Auszeichnungen erhalten, darunter den Österreichischen Kunstpreis für Literatur 2016. Gruber kann und schreibt nahezu alles: Romane, Essays, Theaterstücke, Glossen, Hörspiele. Mit »Über Nacht« wurde sie 2007 für den Deutschen Buchpreis nominiert, und in diesem Jahr stand sie mit »Daldossi oder Das Leben des Augenblicks«, dem Porträt eines Kriegsphotografen, auf der Longlist für den Österreichischen Buchpreis. Sabine Gruber erzählt von Bruno Daldossi, der jahrzehntlang überall dort war, wo es Krieg gab. Wo Menschen starben, trauerten, verzweifeln, flüchteten. Tschetschenien, Irak, Sudan, Afghanistan – Daldossi hat alles gesehen, alles fotografiert. Er hatte Affären, schwamm auf Erfolgswellen, lebte und knipste in den Tag. Inzwischen ist er in die Jahre gekommen, reist nur noch sporadisch in Krisengebiete, erträgt sich selbst kaum: »Die eigentliche Herausforderung war es nicht, mit dem Krieg, sondern mit dem Frieden fertigzuwerden.« Daldossi fragt sich, was seine Fotos gebracht haben. Konnten sie aufrütteln und informieren oder haben sie nur Sensationsgelüste befriedigt? Der grübelnde Fotograf freundet sich schließlich mit der Journalistin Johanna an, die aus Lampedusa berichtet, und reist ihr nach. Ein unsentimentales Porträt eines von Fotos und Krisen besessenen Mannes. In klaren Worten stellt Sabine Gruber indirekt und intelligent die entscheidenden Fragen nach der Macht der Bilder und der Unmöglichkeit der Liebe.

GÜNTER KEIL



SABINE GRUBER: DALDOSSI ODER DAS LEBEN DES AUGENBLICKS

C.H. Beck, 2016 | 315 Seiten | 21,95 Euro,
E-Book 17,99 Euro

Anzeige

» Verschenken Sie 32 Seiten kostbare Zeit. «

Ein MF-Abonnement ist das ideale Geschenk: für Ihre Freunde und Feinde, für Ihre Eltern und Kinder, für Ihren Chef und Ihre Mitarbeiter

mehr auf:
www.muenchner-feuilleton.de

MF



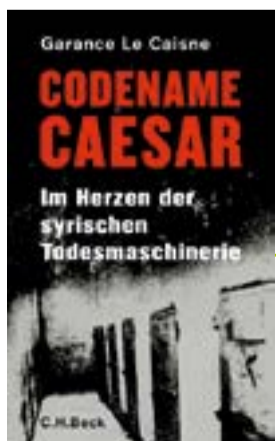
Garance Le Caisne | © Julien Falsimagne

GESCHWISTER-SCHOLL-PREIS

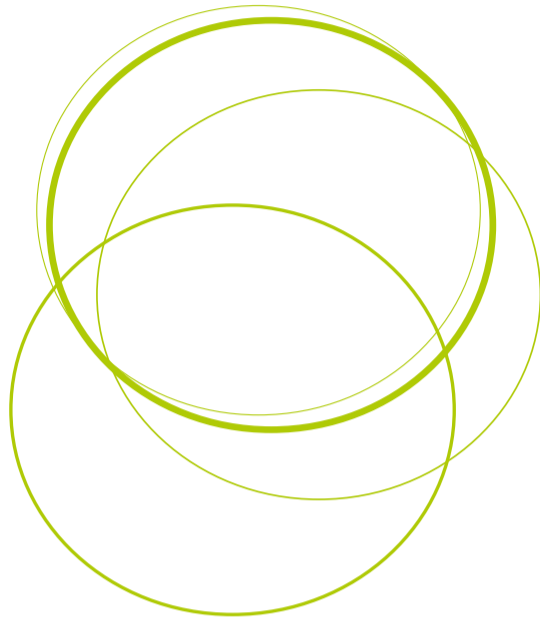
22.11. | Buchhandlung Lehmkühl
Leopoldstr. 45 | 20 Uhr

Zum 37. Mal wird der Geschwister-Scholl-Preis in diesem Jahr vergeben. Jedes Mal wird ein in jüngerer Zeit erschienen Buch ausgezeichnet, »das von geistiger Unabhängigkeit zeugt und geeignet ist, bürgerliche Freiheit, moralischen, intellektuellen und ästhetischen Mut zu fördern und dem verantwortlichen Gegenwartsbewusstsein wichtige Impulse zu geben«. Der mit 10000 Euro dotierte Preis ist unter den deutschen Buchpreisen wohl der mit der höchsten gesellschaftlichen Relevanz. Glenn Greenwald hat ihn für »Die globale Überwachung« erhalten, der Chinese Lio Yiwu für sein Mammutwerk »Für ein Lied und hundert Lieder. Ein Zeugenbericht aus chinesischen Gefängnissen«. Der israelische Historiker und Holocaustüberlebende Otto Dov Kulka wurde mit ihm ausgezeichnet und der kamerunische Politikwissenschaftler Achille Mbembe für sein Werk zum Postkolonialismus »Kritik der schwarzen Vernunft«. Kein kritischer Themenkomplex, kein soziales Versagen also, das dieser Preis für Zivilcourage aussparen würde. In diesem Jahr saßen unter anderem die diesjährige Friedenspreisträgerin des Deutschen Buchhandels, Carolin Emcke, Ina Hartwig, Armin Nassehi sowie Michael Krüger in der Fachjury. Ausgezeichnet wird das Buch der französischen Journalistin Garance Le Caisne »Codename Caesar. Im Herzen der syrischen Todesmaschinerie«. Sie hat die Geschichte eines syrischen Militärphotografen aufgeschrieben, der täglich sein Leben aufs Spiel gesetzt hat, um Fotos von geschundenen, verstümmelten Leichen aus den Gefängnissen des Assad-Regimes außer Landes zu schmuggeln. In der Jurybegründung heißt es: »Menschen wie Caesar und wie die Journalistin Garance Le Caisne, die ihm eine Stimme gibt, sind unverzichtbar, wenn man die inneren Mechanismen einer Diktatur verstehen will und wenn den Opfern eines Tages Genugtuung verschafft werden soll.« An diesem Abend kann man die Preisträgerin Garance Le Caisne hören und mit ihr ins Gespräch kommen. ||

GISELA FICHTL



GARANCE LE CAISNE:
CODENAME CAESAR. IM HERZEN DER SYRISCHEN TODESMASCHINERIE
Aus dem Französischen von Stefan Lorenzer
C.H. Beck, 2016 | 249 Seiten | 17,95 Euro



ELENA FERRANTE

22.11. | Gespräch mit Maike Albath und Tobias Döring | deutsche Lesung: Eva Mattes
Literaturhaus, Saal | 20 Uhr

Die Presse war in den letzten Wochen vor allem daran interessiert, warum und wie das Pseudonym der Autorin gelüftet wurde. Die Stimmen über das groß angelegte Werk von Elena Ferrante »Meine geniale Freundin« selbst freilich waren fast ausschließlich begeistert. Vom Kritikerreflex, erfolgreichen Büchern mit Skepsis zu begegnen, wurden die meisten bei der Lektüre jedenfalls kuriert. Es ist ein regelrechter Hype um dieses schlicht und konventionell erzählte Buch über das sehr unterschiedliche Leben zweier Freundinnen aus prekären sozialen Verhältnissen entstanden. In der Tat kann man sich seinem Sog kaum entziehen. Hier werden psychologisch subtil gezeichnete Frauengestalten geschaffen, die sich erst langsam des brutalen, von der Camorra regierten Umfelds bewusst werden, in das sie hineingeboren wurden und das sie lange für selbstverständlich halten. Die Beschreibung, wie die beiden Mädchen in dieser männerdominierten Welt agieren und ihre Rolle suchen, die Beschreibung des Viertels Rione, in dem die Mädchen aufwachsen, erzählt in unver-schnörkelten, klaren Sätzen, macht raffiniert transparent, von welchen Abgründen und Abhängigkeiten ein Leben am Rand der Gesellschaft geprägt ist. Was die Literaturkritikerin Maike Albath und der Literaturwissenschaftler Tobias Döring zu diesem Text zu sagen haben, darauf darf man an diesem Abend gespannt sein. Dass die deutschen Textpassagen Eva Mattes liest, die auch das schöne Hörbuch eingeleitet hat, macht den Abend noch einmal lohnender. ||

GISELA FICHTL



ELENA FERRANTE: MEINE GENIALE FREUNDIN. NEAPOLITANISCHE SAGE, BD. 1
Aus dem Italienischen von Karin Krieger | Suhrkamp, 2016 | 422 Seiten | 22 Euro, E-Book 18,99 Euro | Hörbuch: gesprochen von Eva Mattes der Hörverlag, 2016 | ungekürzte Lesung, 703 Minuten | MP3 Audio CDs | 22,99 Euro



Joshua Cohen | © Adam Gong

JOSHUA COHEN

24.11. | Moderation: Jan Wiele | Dt. Lesung: Shenja Lacher | 20 Uhr | Literaturhaus, Saal

Laster, einer der berühmtesten Geigenvirtuosen der Welt, spielt in der Carnegie Hall die Uraufführung des einzigen Violinkonzerts des genialischen Komponisten Schneidermann. Es hat nur zwei Sätze; nach dem ersten unterbricht Laster sein Spiel und beginnt zu monologisieren. Er redet die Nacht durch, die Orchestermitglieder gehen, die Polizei kommt, ein versprengter Rest des Publikums hört zu. Es ist das letzte Werk Schneidermanns, der vermutlich tot ist, aus einer Kinematinee gerannt, in die er mit seinem Freund Laster allwöchentlich ging, man weiß nicht, ob ihn »Schindlers Liste« vertrieben hat oder die Filmmusik. Laster erzählt das Leben seines Freundes und damit auch sein eigenes. Der Freundschaftsmonolog stürzt sein Publikum in ein Wechselbad der Gefühle. Zwei alte europäische Juden mit dem paradigmatischen Schicksal des 20. Jahrhunderts.

Endlich wieder ein nicht traditionell erzählter Roman eines jungen amerikanischen Autors. Joshua Cohen ist 1980 geboren, »Solo für Schneidermann« hat er mit 27 geschrieben; die Ahnen sind Thomas Pynchon und mehr noch Raymond Federman, was die Experimentierlust und auch die »jewishness« angeht. Die boshafte, komische, zotige, zarte Suada des Geigers ist auch eine über und aus Musik, bis in die Notation hinein; Cohen verwendet »Kustoden«, das erste Wort der kommenden Doppelseite ist rechts unten in Klein notiert, üblich in Drucken des 18. Jahrhunderts und in Noten, um das Umblättern im Spielen zu erleichtern. Mit dem Memento an Schneidermann wird eine ganze Musikkultur vergegenwärtigt, mit Kommentaren zum ersten Opernkomponisten Jacopo Peri über Bach und Mahler bis hin zu Pop und Filmmusiken. »Powerpopballaden mit sinfonischem Bombast«, »aus Brahms- und Schubert-Resten mit zehn Praktikanten und ihren zwanzig Assistenten in letzter Sekunde mit ihrem Ejakulat zusammengekleistert«. Der Roman ist nicht mühsam zu entziffernde experimentelle Literatur, sondern entwickelt seinen Sog aus einem Sprachrausch mit einem Repertoire vom Kalauer bis zur Philosophie, der auch Derbheiten und Obszönitäten nicht scheut, die rhythmisierten Sätze immer glasklar. Die bewundernswerten Entsprichungen im Deutschen hat Ulrich Blumenbach gefunden. Wer wissen will, was straffällige Klavierstoßer sind oder wie Frauen im Konzert stehende Ovulationen darbringen, hat die Gelegenheit, Joshua Cohen beim Vorlesen dieser Suada zu erleben. ||

SVEN HANUSCHEK



JOSHUA COHEN:
SOLO FÜR SCHNEIDERMANN
Aus dem Englischen von Ulrich Blumenbach
Schöffling & Co., 2016 | 536 Seiten | 26 Euro
E-Book 19,99 Euro



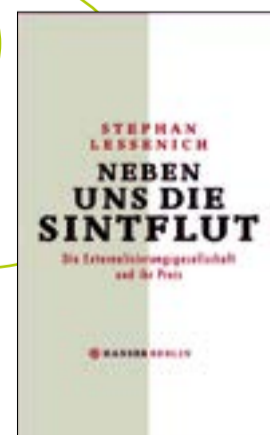
Stephan Lessenich | © Götz Schleser

STEPHAN LESSENICH

24.11. | Autorengespräch auf dem Bayern2-Diwan | im Gespräch mit Martina Boette-Sommer | 18-18.30 Uhr | Gasteig, Foyer Kleiner Konzertsaal | Eintritt frei

Dass etwas im Busch ist, dass es so nicht weitergehen kann in der Welt, dieses allgemeine diffuse Unbehagen ist inzwischen in weite Bevölkerungsteile gesickert. Kriege, Fluchtbewegungen, Umweltschäden und Elend nehmen weltweit zu. Noch immer können wir, die reichen Länder der Nordhalbkugel, es mehr oder weniger erfolgreich verdrängen, noch immer betrifft es vor allem die anderen. Stephan Lessenich gelingt es in seinem furiosen Buch »Neben uns die Sintflut. Die Externalisierungsgesellschaft und ihr Preis« schonungslos offenzulegen, was unsere untergründigen Ängste und unser schlechtes Gewissen so befeuert. Unseren Lebensstandard halten wir allein auf Kosten der restlichen Weltgemeinschaft. Wir plündern nicht nur die Ressourcen anderer Länder, zerstören durch die Industrialisierung nicht nur die Umwelt, sondern auch funktionierende soziale Strukturen und schöpfen dann noch die Gewinne daraus ab. Wir diktiert unsere Bedingungen und bürdet die Umweltkosten dafür den ohnehin weniger Privilegierten auf. Was wir essen, was wir anziehen, unser technischer Fortschritt zerstört im Rest der Welt Ressourcen, Freiheit, Unabhängigkeit und Leben. Das ist so entsetzlich wie wahr, und alle globalen Symptome – von den Fluchtbewegungen bis zur Erderwärmung – sprechen dafür, dass wir uns dieser strukturellen Ungleichheit stellen müssen. Mit dem argumentativ fundierten Arsenal, mit dem uns Lessenich in seinem Buch ausstattet, kann es vielleicht gelingen, uns über den notwendigen (aber wenig effizienten) individuellen Konsumverzicht hinaus politisch in Bewegung zu setzen. Vielleicht beginnen wir jetzt dafür zu kämpfen, dass die Kosten, die wir verursachen und in unseren »Externalisierungsgesellschaften« dorthin verlagern, wo sie uns möglichst nicht unter die Augen geraten, dass diese Kosten auch von uns, ihren Verursachern, getragen werden – der Müll, die Umweltschäden aus dem Abbau wertvoller Ressourcen, die Versklavung von Arbeitern, damit wir billig einkaufen können –, dass wir uns einsetzen für neue Strukturen, die dafür sorgen, dass wir uns auf einen fairen Anteil in der Weltgemeinschaft beschränken, auch wenn oder gerade weil der weit unter dem liegt, was wir mit Arroganz jahrzehntelang für unser gutes Recht hielten. Stephan Lessenich spricht auf dem Bayern2-Diwan im Gasteig leider nur eine halbe Stunde über dieses brisante Thema, eine halbe Stunde, die man nicht versäumen sollte. (Am 29.11., 19.30 Uhr steht mehr Zeit zur Verfügung: Da trifft er in der Katholischen Akademie, Mandlstr. 23, auf Prof. Dr. Johannes Wallacher.) ||

GISELA FICHTL



STEPHAN LESSENICH:
NEBEN UNS DIE SINTFLUT.
Die Externalisierungsgesellschaft und ihr Preis
Hanser Berlin, 2016 | 224 Seiten | 20 Euro
E-Book 15,99 Euro



Bibiana Beglau | © Heji Shin

ZELDA FITZGERALD

24.11. | Lesung: Bibiana Beglau
Einführung: Angelika Schedel
(Manesse Verlag) | 20.30 Uhr
Gasteig, Carl-Orff-Saal

Ein Glanz sein: Was sich Irmgard Keuns kunstseidenes Mädchen Doris erträumt, sind die Mädchen bei Zelda Fitzgerald schon. Gay etwa ist Revuetänzerin, Lola singt, nur über Eloise, das Mädchen aus einfachen Verhältnissen, lautet das nüchterne Fazit: »... vielleicht war Eloise einfach nicht für den Broadway bestimmt«. Es sind die Roaring Twenties, und Zelda Fitzgerald feiert in ihren Erzählungen das Leben und die Frauen – die Protagonistinnen sind tough, schnippisch, rastlos bis hin zum Exzess. Sie wissen sich in Szene zu setzen, eine perfekte Oberfläche zu kreieren und am wichtigsten: »auf dem Blumenpfad der Lust zu wandeln«, ob in New York oder in Paris. Freilich hat die Selbstdarstellung ihren Preis, seelisch wie körperlich.

Keine der knapp ein Dutzend Erzählungen, die der wunderbare Band »Himbeeren mit Sahne im Ritz« zum ersten Mal auf Deutsch präsentiert, kommt ohne Alkohol aus. »Der ständige Kampf zwischen dem Wunsch nach körperlicher Vollkommenheit und dem Wunsch, sich ihrer zu bedienen, hatte sie ausgezehrt«, heißt es über Gay. Das Jazz Age hat



ZELDA FITZGERALD: HIMBEEREN MIT SAHNE IM RITZ

Aus dem amerikanischen Englisch von Eva Bonné | Manesse Verlag, 2016 | 224 Seiten | 24,95 Euro, E-Book 19,99 Euro

den Ersten Weltkrieg zum Hintergrund, auch Zelda Fitzgerald erwähnt ihn immer wieder. Ihre irisierenden Geschichten, in denen es vor unerhörten Sprachbildern nur so wimmelt – da sind zarte Frauenfüße schon einmal »kühl und glatt wie eine winterliche Schneewehe« – porträtieren die Frauen der Lost Generation. Zu ihrer Tragik gehört auch, dass viele der Storys Zelda Fitzgerald nur als Koautorin neben ihrem Mann F. Scott Fitzgerald kennen. Wenn sie nicht gleich unter dessen Namen erschienen. Als man etwa bei der Wiederveröffentlichung der Erzählung »Das Mädchen und der Millionär« Zelda als Verfasserin strich, war der Text der Zeitungsredaktion der »Saturday Evening Post« statt 500 gleich 4000 Dollar wert. Am 24.11. liest Bibiana Beglau aus dem Band – eine passendere Vorleserin als die großartige Verausgabungsschauspielerinnen ist kaum denkbar. ||

FLORIAN WELLE



Shumona Sinha | © Patrice Normand

SHUMONA SINHA

25.11. | Moderation: Cornelia Zetzsche
deutsche Lesung: Sabrina Khalil | 20 Uhr
Literaturhaus, Bibliothek

Wer letztes Jahr bereits darauf gehofft hat, Shumona Sinha lesen zu hören, wird sie in diesem Jahr sehen können. Wegen der Novemberanschläge in Paris war sie damals nicht gekommen. Albert Ostermaier hatte sie eingeladen, um über ihr Buch mit dem provokanten Titel »Erschlagt die Armen« zu sprechen. Nicht nur dieses Baudelaire-Zitat, auch der Inhalt ihrer schonungslos offenen Beschreibung des dynamischen Verhältnisses zwischen Asylbehörden und Flüchtlingen hat einen wunden Punkt getroffen. Shumona Sinha verlor jedenfalls sofort ihren Job als Übersetzerin in der Pariser Migrationsbehörde. Die 1973 in Kalkutta geborene Autorin hat nun einen weiteren Roman vorgelegt, »Kalkutta«, aus dem sie in diesem Jahr lesen wird. Eine einzige große Rückblende; denn Trisha, die viele Jahre in Frankreich gelebt hat, kehrt anlässlich der Einäscherung ihres Vaters zurück in

die alte Heimat. Allein im Elternhaus überfallen sie längst begrabene Erinnerungen aus einer schweren Kindheit und einer politisch aufgewühlten Zeit. ||

GISELA FICHTL



SHUMONA SINHA: KALKUTTA

Aus dem Französischen von Lena Müller
Edition Nautilus, 2016
192 Seiten | 19,90 Euro

Anzeigen

BÜRGERHAUS PULLACH
Heilmannstr. 2, 82049 Pullach i. Isartal
Tel. 089 744 752-0; www.buergerhaus-pullach.de

**HELMCHEN (Klavier)
HECKER (Cello)**
**10. Nov. 2016
20 Uhr:**
Bach, Stravinsky
Beethoven, Brahms

**CAPUÇON (Cello)
BRALEY (Klavier)**
29. Nov. 2016, 20 Uhr:
Beethoven Sonaten und Variationen I
01. Dez. 2016, 20 Uhr:
Beethoven Sonaten und Variationen II

Foto Kevin Reiner

NACH DEM PULITZERPREISGEKRÖNTEN ROMAN VON
PHILIP ROTH

**EWAN MCGREGOR
JENNIFER CONNELLY
DAKOTA FANNING**

- AMERICAN PASTORAL -
**AMERIKANISCHES
IDYLL**

EIN FILM VON
EWAN MCGREGOR

ERÖFFNUNGSFILM
24. FILMFEST HAMBURG

GALAPREMIERE
12. ZFF ZÜRICH FILM
FESTIVAL

OFFICIAL SELECTION
64. FESTIVAL
DE SAN SEBASTIAN

SPECIAL PRESENTATION
41. TIFF.
TORONTO INTERNATIONAL
FILM FESTIVAL

WWW.AMERIKANISCHES-IDYLL-FILM.DE

splendid film TOBE LAKESHORE DOLBY DIGITAL LIONSGATE

AB 17. NOVEMBER IM KINO

LYRIK

Fetița in der Wunderkammer

Nimm des Vaters zierliche Ziege und reit, die Seele rein
Die Katz ans Herz gelegt, zur Welt – wer, um alles
Hat sie nur so voll gestellt? Schon entspinnt sich
Die ganze celestische Klappmechanik

Schema des göttlichen Verstands. Ein fein beschnitzter
Pflaumenkern. *Erkänntuß des apfelrunden Kreises*, iss
Und steck die Edlen, Gepaarten von tief unterm Meer
Unters Fischnetz aus: zu Perlschnur gereihten

Liebhabeereien in Butterbrotpapier, von: als die Welt noch
Fett war, zu Himmel und Hölle gefaltet. Werd Seele, unsterblich
Verliebt in dich selbst. Hol die Phiolen voll flüssigen Drachen-
fürzen

Injizier dir und der Ziege davon, entflieg dem Gerechtesten,
dessen
Präpariertes Pferdchen den Pegasus versucht, gehackt vom
Greif. Wie
Gut, dass der Tod doch eine menschliche Sache, und du auf
deiner Ziege

Am schnellsten bist

MARA-DARIA COJOCARU

© Schöffling & Co. 2016 | mit freundlicher Genehmigung

MARIA-DARIA COJOCARU:

ANSTELLE EINER UNTERWERFUNG. GEDICHTE

Schöffling & Co., 2016 | 176 Seiten | 20 Euro

LESUNG: 9. Nov., 19.30 Uhr | **Lost Weekend** | Schellingstr. 3

Die Frage beiseite gelassen, wer das »Mädchen« Fetița sei: Manches hier lässt sich nachlesen. Das kursive Zitat führt zu einer Schrift des Universalgelehrten Johann Daniel Major, also in die Welt der Wunderkammern, die das Gedicht durchstreift und selbst verkörpert, mit einer Reichweite vom Apfel Adams bis zum Weltkreis und seiner Erkenntnis, von einem fein beschnitzten Pflaumenkern vielleicht bis zu einer Kette aus Apfelkernen. Diese Initiations- und Ausbruchsgeschichte, im Rennen und poetischem Flug zwischen dem »Gerechtesten«, Pegasus und Greif, ist nicht nur ein Spielwerk der Kombinatorik und Verwandlungen, sondern auch ein Klangwunder. Als Dozentin für Praktische Philosophie setzt sich Mara-Daria Cojocaru mit den Beziehungen zwischen Mensch und Tier auseinander, auch in poetischer Praxis beschäftigt sich die Münchner Lyrikerin mit diesem Thema. Eine erlebte, naturkundliche und metaphorische Menagerie. Wer tötet wen? Welche Natur ist vom Aussterben bedroht? || tb

Anzeige



Das 1998 erbaute Hildebrandhaus | © Eva Jünger / Münchner Stadtbibliothek

Anfang Dezember wird in renovierten und neuen Räumen die Monacensia im Hildebrandhaus wiedereröffnet. Ein Blick zurück nach vorn – im Gespräch mit der Leiterin Elisabeth Tworek.

Das literarische Gedächtnis der Stadt

Das Monacensia Literaturarchiv war längere Zeit in Interimskartieren aktiv ...

Jetzt stehen schon Leute davor und lesen und schreiben sich alles auf über das Haus. Wir machen Programm ja nicht nur für die literaturinteressierte Öffentlichkeit, sondern für alle Münchner Bürger. Im neuen Glasanbau haben wir ein Café und auch der neu gestaltete Künstlergarten wird für Besucher attraktiv. Wir heißen in Zukunft übrigens »Monacensia im Hildebrandhaus – Literarisches Gedächtnis der Stadt München«.

Und was alles sammeln Sie?

Wir sammeln die gesamte Literatur Münchner Schriftstellerinnen und Schriftsteller sowie alle Sachbücher, also alles, was mit München in engem Zusammenhang steht. Das meint den gesamten S-Bahn-Bereich. Begründet wurde die Institution 1921 von Hans Ludwig Held als Monacensia-Büchersammlung und eine 1924 begonnene Handschriftensammlung der Stadtbibliothek.

Was geschah mit den Beständen 1933 und 1945?

Stadtbibliotheksdirektor Held war Religionsphilosoph, Autodidakt und Linker. Als USPD-Mitglied wurde er 1933 aus dem Dienst entlassen. Das brachte die beiden Sammlungen ins Hintertreffen, weil sich niemand mehr dafür interessierte, der Vorteil war aber, dass damals keine Bestände von Nazi-Schriftstellern ins Haus kamen. Der Grundbestand der Handschriftensammlung – mit den wertvollen Manuskripten von Thomas Mann – wurde von verantwortlichen Personen wie andere Kulturgüter ausgelagert und überlebte so den Krieg.

Wie hat sich das Haus mit seinem Angebot seither entwickelt?

Nach 1945 waren die Bestände zuerst im Rathaus, dann an verschiedenen Orten untergebracht. Richard Lemp, Leiter von 1956 bis 1982, widmete sich besonders der bayerischen Literatur – etwa Ludwig Thoma und Ludwig Ganghofer. Bücher wurden kontinuierlich und konsequent angeschafft, bei den Handschriften Schwerpunkte gelegt: Annette Kolb zum Beispiel. Die ersten Schenkungen der Familie Mann kamen ins Haus, zuerst der Nachlass von Klaus Mann.

Welche Schwerpunkte – neben den Manns als Hausheiligen – haben Sie denn gesetzt?

In meinen 23 Jahren haben wir viele Bestände, natürlich auch die Manns, vervollständigt. Und es lag der Fokus auf der zeitgenössischen Literatur – Carl Amery, Herbert Rosendorfer, Herbert Achternbusch, Jörg Hube etc. – und auf den Volkskünstlern Münchens. Mit der Schwester von Liesl Karlstadt habe ich viel telefoniert, damit die Familienbestände ins Haus kamen. Auch Bally Prell. Die Liste ließe sich fortsetzen. Die Volkskultur hat bei uns einen festen Platz.

Literaturarchive werden auch daran gemessen, wie sie Materialien auffindbar und zugänglich machen.

Wir haben als erstes die Bestände EDV-katalogisiert und online recherchierbar gemacht. In einem zweiten Schritt haben wir die Familie-Mann-Materialien zum Teil vollständig digitalisiert ins Netz gestellt: mit DFG-Förderung die Bestände von Klaus und Erika Mann, ein Konvolut von Monika Mann, auch ihre New Yorker Tagebücher, sowie die Tagebücher von Klaus Mann komplett, das kann man alles im Detail im Netz anschauen. Frido Mann bin ich sehr zu Dank verpflichtet, er ist Sprecher der Mann-Erben und hat uns immer unterstützt, dass auch noch nicht rechtfreie Briefe ins Netz gestellt werden können. Wir wollen jetzt Wedekind freischalten, das ist ja 70 Jahre nach dem Tod rechtfreie, aber die Briefe – wenn bisher unveröffentlicht – eben nicht, aber da werden wir mit dem Enkel Anatol Regnier gut zusammenarbeiten. Alle Bücher sind natürlich im OPAC der Stadtbibliothek auffindbar und unsere schönen Kataloge werden recherchierbar der Öffentlichkeit im Netz zur Verfügung gestellt. So haben Wissenschaftler aus aller Welt Zugang zu den Informationen, ohne dass sie sich wie früher eine Gelehrtenreise mit dem teuren Münchenaufenthalt leisten müssen. Natürlich können sie gerne mit speziellen Fragen kommen.

Die Monacensia ist eine Schatzkammer, aber auch ein Vermittlungsinstitut. Wie vermittelt man heute Originale – und den Umgang mit ihnen?

Ein Mittel sind Ausstellungen. Eine Sonderausstellung zu Heinrich und Klaus Mann, und für die Neukonzeption haben wir eine Schau zur Hausgeschichte erarbeitet sowie eine über das literarische Leben in der Zeit von Thomas Mann. Wir haben die Originale im Haus, können sie aber aus konservatorischen und Sicherheitsgründen nicht dauerhaft zeigen, deshalb bieten wir hochwertige Reproduktionen. Damit können die Besucher Zusammenhänge verstehen, in einem Kontext der Einzelautographen. Sie schlägt den Bogen von der Boheme bis zum Exil und zeigt, dass die, die freiheitliche Konzepte hatten, 1933 gehen mussten. Wir sind auch, mit der Staatsbibliothek, Hauptpartner fürs Literaturportal Bayern und haben da viele Biografien und literarische Themen-Geschichten und Spaziergänge beigetragen, unser Material also so aufbereitet, dass auch weniger literaturkundige Menschen damit etwas anfangen können.

Manche lesen München-Krimis. Was versprechen Sie sich von der Öffentlichkeit? Wie würden Sie ihr Haus gerne genutzt sehen?

Die Neukonzeption bedeutet eine Hausöffnung nach allen Seiten. Das drückt sich auch architektonisch aus: Es gibt zwei Eingänge und auch eine Verbindung zwischen dem Forum Atelier, dem früheren Ateliertrakt Hildebrands, und der Bibliothek und dem Archiv. Alle Münchnerinnen und Münchner sind eingeladen, sich bei uns über das literarische Leben seit 1900 zu erkundigen und etwas davon mitzunehmen. Zweitens gibt es einen eigenen Raum für Wissenschaft, wo Forschende den Bestand nutzen können und auf höchstem Niveau Zugang zu den Originalquellen bekommen.

Wenn Sie einen Wunsch freihätten, was würden Sie sich noch zaubern?

Meine größte Freude wäre, wenn das Haus nach der Eröffnung so angenommen wird, nämlich dass in dieser Künstlervilla vom Ende des 19. Jahrhunderts die Geister alle sich treffen, die die Kultur in die Demokratie geführt haben, und das für Schüler, Studenten, für alle Münchner zu einem Ort wird, an dem man gern sitzt und gern liest, wo man gern forscht und gute Gespräche hat. ||

INTERVIEW: THOMAS BETZ

MONACENSIA IM HILDEBRANDHAUS.

Maria-Theresia-Str. 23 / Siebertstr. 2 | Eröffnungswochenende mit Führungen und prominenten Gästen: 9./10./11. Dezember
Programm unter: www.muenchner-stadtbibliothek.de

4. November

Vormerken!

LYRIKPREIS MÜNCHEN: FINALLESUNG

Jury: Konstantin Ames, Birgit Kreipe, Anja Utler | Moderation:

Åxel Sanjosé | Kulturzentrum Giesinger Bahnhof

Giesinger Bahnhofplatz 1 | 19 Uhr | Eintritt: 5 Euro/3 Euro

Zum siebten Mal schon wird der noch wenig bekannte Lyrikpreis vergeben. Im Herbst 2015 wurde der Verein Lyrikpreis München e.V. gegründet, um die Finanzierung des mit 1000 Euro (1. Preis) und 500 (2. Preis) dotierten Preises auf eine solide Basis zu stellen. Und so wird der Lyrikpreis 2016 in diesem Jahr denn auch öffentlich gefördert – und vielleicht im gleichen Zug auch stärker öffentlich wahrgenommen. Nach den Vorrundenlesungen haben sich sechs Autoren für die Finallesung qualifiziert: Daniel Bayerstorfer, Rainer Komers, Arnold Maxwill, Pega Mund, Christian Schloyer und Sibylla Vričić Hausmann. Beim Finale wird die Jury in öffentlicher Beratung und im Gespräch mit den Autoren über die Preisvergabe entscheiden. Auch die Zuschauer haben Gelegenheit, sich zu Wort zu melden. Weitere Informationen unter www.lyrikpreis-muenchen.de. || gf



Das Haus der Kunst wagt eine Weltausstellung. Und präsentiert erstmals die globale Moderne 1945 bis 1965 im Dialog verschiedener Perspektiven.

(links) Tragbare Skulptur und Lichtkleid – Atsuko Tanaka: »Electric Dress« | 1956 (Rekonstruktion 1986) | Lackfarbe auf Glühlampen, Stromkabel, Steuerung, 165 x 80 x 80 cm | Takamatsu City Museum of Art, Takamatsu | © Kanayama Akira and Tanaka Atsuko Association || Iri und Toshi Maruki: »Fire (Panel II)« aus der 15-teiligen Serie »Hiroshima Panels« | 1950–82 | 180 x 720 cm | Maruki Gallery, Higashi-Matsuyama, Saitama, Japan | © Maruki Gallery For The Hiroshima Panels Foundation



Nach der Atombombe

THOMAS BETZ

Eine Palette im Haus der Kunst. Kein Malutensil, sondern bedrucktes Papier – eine Speisekarte. Jetzt dämmerts: »das P1« nannte man in den 50er Jahren »die P1«, Palette, eine Bar mit Künstlerflair und dem Untertitel »Das fidele Atelier«. Manhattan und Ohio hießen die Cocktails, Tom und John Collins die Longdrinks. Studieren lässt sich das hübsche Dokument mit seinem weltläufigen gastronomischen Angebot neben einer Studie zum geplanten Umbau (1953) aktuell in der Archiv Galerie, die sich dem Haus der Kunst als Nachkriegsinstitution 1945–1965 widmet. Der Ehrentempel nationalsozialistischer Kunstauffassung diente während der Besatzungszeit als amerikanisches Offizierscasino mit Unterhaltungsprogramm, aber schon 1947 wurde dort auch mit einer Ausstellung französischer Malerei erstmals wieder internationale Kunst der Moderne gezeigt. Eine »Reeducation«, die in der Folgezeit der Verein Ausstellungsleitung Haus der Kunst München mit hohem Niveau fortführte. Eine Wieder- und Neubegrenzung mit der von den Nazis verfeimten klassischen Moderne und der zeitgenössischen Kunst: Fotos zeigen, wie Menschen sich der Betrachtung von Henry Moores Plastiken widmen, sogar brasilianische Künstler hielten auf Stellwänden Einzug in die hohen Räume. Es dominierte freilich der europäische, der westalliierte Blick.

Mit der Erinnerung an diese Perspektive, an die damals »moderne« Atmosphäre der Rezeptionshaltung, eignet sich die kleine Archiv-Präsentation gut als Einstieg in die riesige Ausstellung »Postwar«. Die unternimmt an diesem historischen Ort nicht Geringeres als – erstmals – ein Weltpanorama der Nachkriegskunst zu zeigen, Aspekte und Strategien, Dialoge und Interferenzen einer globa-

tifokalen Ansatz – und die schier unfassbare Fülle von Exponaten.

Mit der Atombombe beginnt und das nukleare Zeitalter des kalten Krieges bestimmt die 20-jährige Epoche. Als zweiter Aspekt folgen formale Strategien, etwa des abstrakten Expressionismus und des Informel, die um 1950 im Westen zur Weltsprache der Moderne deklariert wurden, oder einer dezidierten

Materialästhetik. Abteilung drei und vier befassen sich mit Entwürfen »neuer Menschenbilder« und den Spielarten von (sozialistischem) Realismus. Fünftens gab sich die schon in den 30er Jahren als moderne Weltsprache etablierte geometrisch-abstrakte Kunst nicht geschlagen und verband in Form der »konkreten Kunst« Lateinamerika und Europa. Als bestimmend für den kulturellen

Wandel – mit großen Migrationen nach dem Krieg und im postkolonialen Zeitalter – wird sechstens das Phänomen des Kosmopolitismus gesehen, das Crossing von Kulturen, Identitäten und Zeichen. Siebtens soll der Begriff der Nation im Kontext künstlerischen Engagements neu ausgelotet werden. Last but not least geht es um die Rolle der Kunst im Massenkultur- und Kommunikationszeitalter, speziell am Beispiel neuer Technologien und Medien.

Viel Stoff zum Nachdenken. Keine Schau längst kanonisierter Meisterwerke, obwohl sie mit vielen dieser Art aufwartet. Faszinierende Werke auch wenig bekannter Künstler. Man könnte neben der Reflexion der Perspektiven auch einfach einen ausgedehnten Spaziergang unternehmen und dabei frühe Beispiele der Pop Art entdecken. Quersprünge zwischen den Abteilungen lassen die oft rasante Dynamik der Kunstentwicklung nachvollziehen: In Japan setzte sich der Bildhauer Isamo Noguchi mit dem Ereignis Atombombe in Memorial-Entwürfen auseinander, auch indem er ein Land-Art-Projekt als Gedächtnis an den Erden-Menschen aus der Mars-Perspektive konzipierte oder amorphe Schieferformen zu einem fragmentiert-verletzlichen Gebilde zusammenfügte, einem Gleichnis auf den fragilen Zustand der Humanität. Iri und Toshi Maruki begannen gleichzeitig, um 1950, sich mit ihrem Erlebnis der noch brennenden Stadt Hiroshima bildnerisch auseinanderzusetzen, und schufen eine Serie »Hiroshima Panels«, die das Grauen und die Qual sich zersetzender Körper im und nach dem Feuersturm zu bannen suchte. Ein Jahr später greift in Japan die radikale Performance-Gruppe Hi-Red Center den Coca-Cola-Kapitalismus an. Proteste flammen auf, auch in Form reflexiver Konzeptkunst. Und schon Mitte der 50er hatte die Avantgardistin Tanaka Atsuko gegen die vorherrschenden Stile und etablierten Materialien ein performatives Kleid aus Leuchtmitteln gesetzt, gleichsam einen elektrifizierten Kimono, der sich alle zweieinhalb Minuten an- und ausschaltet. ||



Im Dialog mit der zeitgenössischen Moderne: die Henry-Moore-Ausstellung 1960 im Haus der Kunst
Foto: Stefan Moses

len Moderne »zwischen Pazifik und Atlantik« zu konstruieren. Sie fokussiert nicht Länder, sondern navigiert gleichsam entlang und kreuz und quer zwischen den Küstenlinien der Ozeane, lässt sich leiten von der Vielstimmigkeit und Verschlingung der Kunstdiskurse. Auch erstellt sie nicht eine chronologische Anordnung, sondern bündelt unter acht Themengesichtspunkten ihren dezidiert mul-

Anzeige

**GÄRTNER
PLATZ
THEATER**

Uraufführung

LILIOM

OPERA
VON
JOHANNA DODERER
UND
JOSEF E. KÖPPLINGER

REITHALLE

4. BIS 19. NOVEMBER 2016

KARTEN 089 21 85 19 60

www.gaertnerplatztheater.de

POSTWAR: KUNST ZWISCHEN PAZIFIK UND ATLANTIK, 1945-1965

Haus der Kunst | Prinzregentenstr. 1 | bis **26. März 2017** | täglich 10–20 Uhr, Do bis 22 Uhr
Der gewichtige Katalog (Prestel, 848 S., 816 Abb.) kostet 69 Euro, der Kurzführer mit Werkbeschreibungen (320 Seiten) 10 Euro | Kuratorisches Gespräch mit Eckhard Gillen und Rasheed Araeen über Ausstellungen zur Nachkriegskunst: **24. Nov.**, 19 Uhr | Workshop zur Entnazifizierung im Nachkriegsdeutschland: **26. Nov.**, 11 Uhr | Diskussion mit Georg Baselitz und Alexander Kluge: **8. Dez.**, 19 Uhr
Informationen zum Filmprogramm (sonntags 12–20 Uhr), zu Seminarveranstaltungen und Führungen: <http://postwar.hausderkunst.de>

ERIKA WÄCKER-BABNIK

Rund siebzig Galerien gibt es in München. Zusätzlich ermöglichen zahlreiche Institutionen die Begegnungen mit zeitgenössischer Kunst. Eine aktuelle Auswahl bei meist freiem Eintritt.

HERBERT NAUDERER

Parasite Island. Mausmannsland

Kallmann-Museum Ismaning | Schloßstr. 3b, 85737 Ismaning | bis 27. November
Di bis So 14.30–17 Uhr | Eintritt: 4 Euro | Führung mit Herbert Nauderer: 13. Nov., 15 Uhr
www.kallmann-museum.de



Herbert Nauderer: »parasite island_haus1« | 100 x 160 cm
© Herbert Nauderer

Mausmann empfängt die Besucher: In schwarzer Latzhose und Mausmaske sieht man ihn auf Miniaturgröße geschrumpft in einem riesigen leeren Raum fotografiert, selbstbewusst und provozierend, und doch so klein und verloren, ein Wesen halb Mann, halb Maus. Willkommen im Mausmannsland. Die Kunstfigur des Mausmanns geistert seit Jahren durch das zeichnerische, fotografische, installative und filmische Werk des Münchner Künstlers und Musikers Herbert Nauderer (*1958), den man aktuell auch in der Preisträgerausstellung des Kunstpreises Fürstenfeld (Kulturwerkstatt Haus 10, Eröffnung: 11. Nov., 19.30 Uhr) kennenlernen kann. Mausmann ist eine Art Alter Ego des Künstlers, eine Projektion aus dem Unterbewusstsein, auf beunruhigende Weise immer wieder autografisch verankert, mit abgründigem Humor ausgestattet und künstlerisch-ästhetisch überhöht. Der skurrile Mausmann ist in Nauderers Werk immer vorhanden, mal unmittelbar, mal halb verborgen. Und wenn man ihn nicht sieht – man weiß um ihn, und er taucht immer wieder neu auf. Aktuell in dem Videofilm »Parasite Island_the family«.

Mausmannsland im Kallmann-Museum: Schwarze Böden, graue Wände, die Inszenierung der Räume unterstreicht die Dramaturgie der Ausstellung. Nichts ist dem Zufall überlassen, die einzelnen Exponate formal aufeinander bezogen und zum höchstästhetischen Gesamt-

kunstwerk arrangiert: manipulierte Fotografien aus dem Familienalbum, in die sich der Mausmann eingeschlichen hat, Filmsequenzen aus dessen Leben, Installationen von düsteren Häusern und Räumen, eigenwillig geformte Gefäße und immer wieder diese schwarze, dickflüssige Substanz, die sich überall ergießt oder in Suppentellern aufgetischt wird.

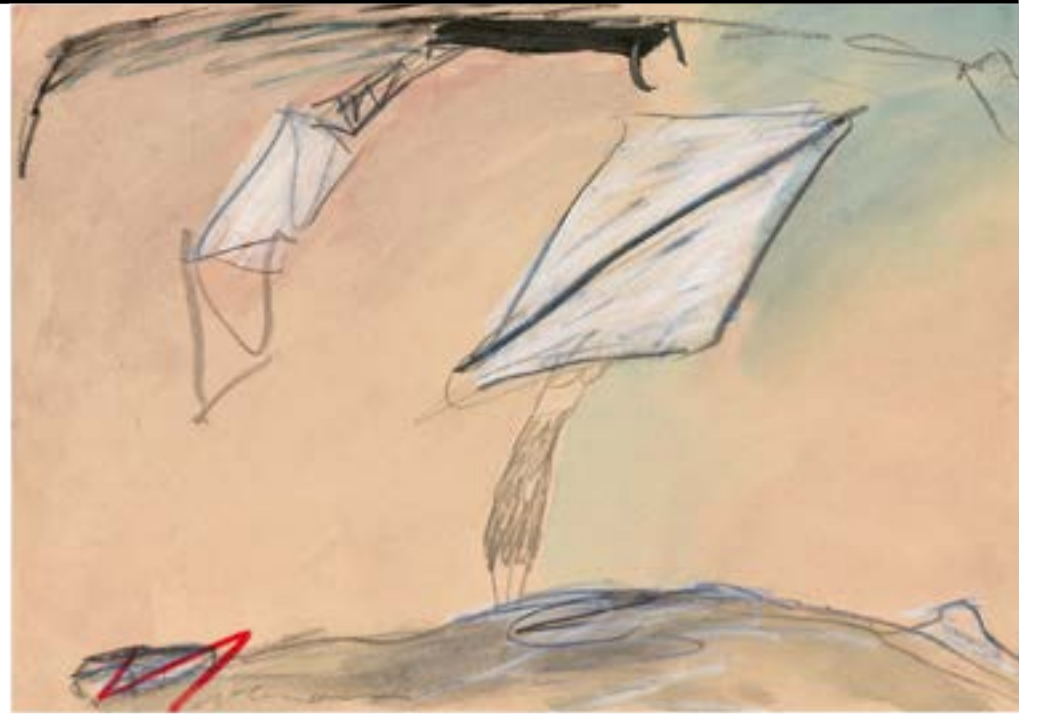
Herzstück des Ausstellungsparcours ist ein lichter Raum mit langen Bildreihen aus der umfangreichen Serie des Rembrandt-Balletts, Mausmanns Geburtsstunde: Die Zeichnungen sind mit das Beste im umfangreichen Schaffen von Herbert Nauderer. Die mit raschem Strich präzise gesetzten bizarren Figuren und Mutationen entstanden aus der Auseinandersetzung mit Rembrandts Selbstporträts. Sie stehen für sich und präsentieren in ihrer spezifisch hohen zeichnerischen Qualität eine eigene Bildwelt. Davor in den Vitrinen wieder Zeugnisse der Mausmannsland-Erschaffung: Skizzenbücher, Fotografien, Objekte. Je weiter der Weg durch die Ausstellung fortschreitet, umso mehr verdichtet sich Mausmanns Welt und umso bedrohlicher wird sie: Im nächsten grauen Raum Mausmann leibhaftig in Form der originalen Latzhose und Maske. Die plötzliche Präsenz der Figur – abwesend und anwesend zugleich – wirkt körperlich unangenehm. Zunehmend graben sich die Versatzstücke von Mausmannsland in das Bewusstsein des Betrachters ein, um schließlich im Höhepunkt der Ausstellung zu kulminieren: dem Film »Parasite Island_the family« über Mausmanns qualvolles Dasein im Kreis von Vater und Mutter, hervorragend verkörpert von Sibylle Canonica und Josef Bierbichler, ins Bild gesetzt von Kameramann Tom Fähmann. Eine Welt, aus der es kaum ein Entrinnen gibt, buchstäblich, denn die Ausstellung mündet in der Sackgasse. Eine böse

Ausstellung, eine großartige, die einen nachhaltig beeindruckt und emotional berührt in die Realität des Münchner Novembers entlässt.

Ich ist eine Ego-Maschine. Was ist Bewusstsein? Aktuelle Positionen aus Kunst und Neurowissenschaft

Eres-Stiftung | Römerstr. 15 | bis 4. März 2017
Di, Mi, Sa 11–17 Uhr | www.eres-stiftung.de

Die Hälfte der Kunstwerke der anregenden Ausstellung »ICH IST EINE EGO-MASCHINE« sind mehr als Bebilderung der neurowissenschaftlichen Vorträge zum Thema. Sie sind selbst Ergebnisse künstlerischer Experimente und sogar Versuchsanordnungen für das Publikum: In der betretbaren Spiegelkabine von Peter Kogler wirbeln computeranimierte Bildformen die eigene Raumwahrnehmung gehörig durcheinander und versetzen einen in eine psychedelische Gegenrealität. Was ist unser Bewusstsein, was ist dieses »Ich«? Das Ich, so erklären uns die Hirnforscher, ist nur eine Illusion. Die Hirnforschung kann verschiedene Ich-Regionen lokalisieren, aber keine unteilbare Identität. Das Bewusstsein ist an das Ich geknüpft, und dieses ist nichts mehr als ein Hochleistungscomputer aus Milliarden Neuronen. Erst die Verdichtung zum Ich lässt uns die Welt von einem Standpunkt aus erleben. Doch dieses Bewusstsein ist leicht zu manipulieren, wie das Experiment von Kogler zeigt. Immer schon haben Künstler mit bewusstseinsverändernden Substanzen experimentiert. Etwa Pawel Althamer, den man in der Ausstellung in acht kleinen Videokästen in unterschiedlichen Zuständen unter Einfluss von LSD, Haschisch, Hypnose etc. beobachten kann. Und man hört, wie er aus seiner veränderten Wahrnehmung heraus über sein Erleben berichtet. Matt Mullican wiederum ließ sich dabei filmen, wie er unter Hypnose ein Frühstück einnimmt. Von sich selbst entrückt, vollzieht »That Person« ein alltägliches Ritual, das Mullican normalerweise nicht mehr bewusst wahrnimmt und auf das er in verändertem Zustand mit extremer



Karl Bohrmann: »Landschaft (Frau im Rock)« | 1985
| Zeichnung mit Aquarell, Bleistift, Ölkreide, Filzstift, Tempera 20,9 x 29,6 cm | © Nachlass Karl Bohrmann, Courtesy Galerie Fred Jahn München

Konzentration reagiert. Der Frage, ob Tiere ein Bewusstsein haben, geht Carsten Höller in seiner Fotoserie »Sina« nach. Darin ist eine Versuchsanordnung aus den 70er Jahren mit einem Schimpanse nachgestellt, der sich in einem Spiegel selbst erkennt. Diese und andere Fragen diskutiert auch Jan Fabre mit dem Neurowissenschaftler Giacomo Rizzolatti. »Do we feel with our brain and think with our heart?« – in dem heiter-ernsten Künstlervideo sieht man die beiden Protagonisten, wie sie mit EEG-Kappen, Kabeln und Antennen auf dem Kopf durch einen Hörsaal turnen, angeregt über den Vergleich von Künstlern und Wissenschaftlern, Menschen und Affen, Intellekt und Gefühl diskutieren und sich in ihren Verhaltensmustern ineinander spiegeln. Nicht minder anregend ist schließlich die komplexe raumfüllende Installation von Peter Zipp, deren Mittelpunkt ein »Aetherophon« bildet, ein Ensemble elektronischer Geräte, die ohne Berührung Töne erzeugen: eine geheimnisvolle Netzstruktur mit einem unheimlichen Eigenleben, aber – zum Glück noch – ohne eigenes Bewusstsein.



Jan Fabre: »Do we feel with our brain and think with our heart?« | 2013
HDV, Color, 15 Min. | © Angelos bvba, Courtesy Galerie Klüser, München

Der Vortrag von Prof. Gerhard Roth über die aktuelle Bewusstseinsforschung (16. Nov.) ist bereits ausgebucht. Am 26. Januar spricht Prof. Dr. Marie-Elisabeth Faymonville aus Lüttich über »Hypnose und Trance in den Neurowissenschaften« und am 9. Februar beschäftigt sich die Göttinger Professorin für Kognitive Neurologie, Melanie Wilke, mit der Frage »Haben Tiere Bewusstsein?« (jew. 19 Uhr, Anmeldung: info@eres-stiftung.de).

KARL BOHRMANN

In der Luft. Zeichnungen und Collagen 1978 – 1998

Bayerische Akademie der Schönen Künste
Max-Joseph-Platz 3 | bis 11. Dezember
Di bis So 11–16 Uhr

Der herrschaftliche Saal mit Blick über die Münchner Innenstadt im Obergeschoss der Residenz, wo sich die Akademie der Schönen Künste befindet, bildet einen würdigen Rahmen für die Zeichnungen und Collagen von Karl Bohrmann (1928–1998). Der Werkkomplex aus den letzten beiden Lebensjahrzehnten des angesehenen Malers und Zeichners wurde jetzt von der Familie zur erstmaligen Präsentation zusammengestellt. Karl Bohrmanns Mitgliedschaft in der Akademie der

Schönen Künste von 1985 bis zu seinem Tod legte es nahe, die hochkarätige Ausstellung in den dortigen Räumen auszurichten.

Bohrmanns Zeichnungen und Collagen werden gern als »Aphorismen auf Papier« bezeichnet, und es wird ihnen eine »hohe poetische Dichte« bescheinigt. Tatsächlich bezieht Karl Bohrmann seine Qualität als herausragender Zeichner vor allem aus der Verbindung von hochemotionalem, sensiblem Zeichenstil, einem spielerisch-leichten Umgang mit einer ganzen Bandbreite an darstellerischen Mitteln und der Fähigkeit zu Reduktion und Minimalismus, die Dinge offen zu lassen und damit Raum zu geben für Suggestion.

Das Prinzip des Fallens und Steigens, aber auch des Fliegens und Schwebens ist ein wiederkehrendes – und damit titelgebendes – Moment in den Arbeiten des gezeigten Werkkomplexes. Ballons und Drachen, die zum Himmel steigen, Flugkörper, die neben brennenden Häusern zur Erde stürzen. Die Stimmung in den Blättern ist mal bedrohlich und traumatisch, in anderen wieder versöhnlich bis heiter. Doch dieser Eindruck greift zu kurz.

Jedes Blatt für sich bildet eine eigene Welt, die sich im Spannungsfeld zwischen Gegenstand und Abstraktion aus etlichen Details zusammensetzt, die zu entdecken und zu lesen ein lustvolles Unterfangen darstellt: Papiere verschiedenster Qualität, gerissen, gefalzt, übereinander gelegt, dienen in den Collagen nicht nur als Zeichengrund, sondern werden als Ausdrucksmittel integriert und weitergedacht. Linien, im Duktus empfindsam und hochemotional, mal schmal und fest, mal breit und brüchig, gezogen mit Grafit, Kreide, Kugelschreiber, um-

reißen die Gegenstände – Häuser, Lampen, kubische Objekte. Mit raschem Strich dicht gefüllte Farbflächen sind gegen kürzelartige Zeichen und flüchtige abstrakte Gesten gesetzt. Die Seherfahrung des Betrachters lässt definierte Bildräume erkennen: Horizontlinien und Objekte suggerieren ein Oben und Unten und fügen sich zu imaginären Landschaften mit scheinbar unendlicher kosmischer Ausdehnung. In der verlaufenden Strichführung wie in den Motiven selbst liegt häufig eine Dynamik, die Bewegung suggeriert, eine Art Flüchtigkeit, die auf ein zeitliches Moment innerhalb der klaren räumlichen Disposition verweist und jeglicher Statik und Tektonik im Aufbau der Bildräume entgegenwirkt. Hier, wie noch in viele andere Aspekte, wirkt der Musiker hinein, der Karl Bohrmann auch war.

Die in sich geschlossene Gestimmtheit jeder einzelnen Arbeit summiert sich im Ganzen betrachtet zu einem harmonischen Vielklang. Der umfangreiche und aufwendig gemachte Katalog »In der Luft. Zeichnungen und Collagen 1978–1998« mit Texten von Michael Krüger und Michael Semff (Sieveking Verlag, 2016, 176 S., 102 Abb., 49,90 Euro), der jedem Exponat eine großformatige Bildseite einräumt, unterstreicht diesen Eindruck. Auch wenn Abbildungen das Original nicht ersetzen können, so ermöglicht die hervorragende Bildqualität jedoch die Auseinandersetzung mit dem Zeichner Karl Bohrmann auch über diesen Weg. ||

Anzeige

Wir verleihen Ihnen Drucksachen Flügel!

ulenspiegel
print media partner

Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG
Birkenstraße 3
82346 Andechs
Tel (0 81 57) 99 75 9 - 0
www.ulenspiegeldruck.de



Stephanie Müller und Klaus-Erich Dietl in ihrem Atelier
© Conny Mirbach

(unten) Szene aus dem Filmprojekt »Promises & Other Failures«
© Klaus-Erich Dietl

Mit Nähmaschine und Kamera: Das Künstlerduo Stephanie Müller und Klaus Erich Dietl hat viele Off-Plätze in München bespielt. Ein Atelierbesuch.

Ein Alligator im Klohäuschen

ANGELIKA OTTO

Nüchterne Eingänge, eine Kickboxschule, Büro-Raster, solche Ansichten treffen im Gewerbegebiet an der Kistlerhofstraße den Blick auf der Suche nach der Plattform, den städtisch geförderten Ateliers. Wer dann im blau-gelben Hirmer-Bau das Atelier von Stephanie Müller und Klaus Erich Dietl betritt, ist überwältigt von einem Mikrokosmos an alternativen Kunstformen. Man fühlt sich fast an ein Kuriositätenkabinett erinnert, so sehr verschmilzt hier Gebrauchs-kunst mit Readymades, Textiles mit Audio, Film mit Haptik – und der Regenschirm ist hier nur eine von vielen schönen Bekanntschaften der sprichwörtlichen Nähmaschine auf dem Operationstisch.

In der Ecke liegt ein überdimensionierter Backenzahn, dessen labbrige Konsistenz Rätsel aufgibt. Daneben hängt ein von einer lilafarbenen Duschhaube baumelndes rosa Ohr mit einem seltsamen Rüssel an der anderen Seite. Zum Glück ist – wie meistens bei den textilen Werken von Stephanie Müller – eine Gebrauchsanweisung von Klaus Erich Dietl beige-fügt, welche sich in diesem Fall so liest: »Zuhöradapter für ein Sprechduett. Anwendung bei akuter Ich-Bezogenheit.«

Das rätselhafte Objekt gehört zu den Relikten der »Thread Therapie«. Diese Performance wurde von Müller und Dietl gemeinsam mit Prof. Verena Kuni von der Frankfurter Goethe Universität entwickelt und wird regelmäßig an verschiedenen Orten in München und anderen europäischen Städten aufgeführt. Müller und Dietl halten dabei eine Art Sprechstunde für Passanten ab und setzen sich spielerisch mit Mängeln und Berührungssängsten auseinander. Es entstehen humorvolle und surreale Textilobjekte und Rezeptmalereien zum Mitnehmen.

Textile Kommunikation

Stephanie Müller schafft mit ihrer Nähmaschine nicht nur Filmkostüme, Kleidung und Kunst, sondern tritt mit ihr als Schlagwerk, Rhythmusgeber oder Tonerzeuger auch im Rahmen ihrer Band beißpony auf und eröffnet experimentelle Klangräume. Zuletzt schuf sie sogar ein eigenes Label, auf dem bereits eine Platte erschienen ist: Rag Rec. Dessen Logo ziert eine Nähmaschine, die mit Tonabnehmer zum Plattenspieler ausgebaut wurde. Das englische »Rag« heißt Stoff, auch Klamotten, Lumpen, Fetzen, Unfug – und »rag*treasure« nannte Müller einst ihr Textilkunstprojekt, mit dem sie seit 2004 Unikatkleidung aus Recyclingmaterial und Fundstücken, Installationen und Modeperformances produzierte. Klaus Erich Dietls Schwerpunkte sind Medien, Malerei und das bewegte Bild. Gemeinsam arbeiten die beiden seit vielen Jahren in Kunstprojekten, Filmen, Performances und Ausstellungen zusammen und sind ein Kraftzentrum einer alternativen, spielerisch-therapeutischen, kommunikativ-humorvollen und surrealen Kunstszene in München.

Stephanie Müller, die erst Kommunikationswissenschaft studiert hatte und an der Akademie der Bildenden Künste auch in Kunsttherapie ausgebildet wurde, liebt die

direkte Kommunikation mit dem Publikum und hat sich Textiles als Ausdruckswelt gewählt, weil »es jedem etwas sagt, egal wie der gesellschaftliche Hintergrund ist.« Mit der Nähmaschine und Textilien schaffe ich eine Angriffsfläche, um auch schwierige Themen greifbar zu machen. Wenn das dann humorvoll aufbereitet wird, bekommen die Leute Lust, auch über etwas zu sprechen, was ansonsten mit Berührungssängsten oder Scham belegt ist.« Dieser offene Zugang spielt auch in der Zusammenarbeit mit dem gemeinnützigen Verein Yara e.V. eine zentrale Rolle. Seit 2008 unterstützt dessen Team (www.yara-yara.de) geflüchtete Mädchen und junge Frauen dabei, eigene Projektideen umzusetzen.

zählenden Künstlerkollektivs schlug 2015 in der japanischen Stadt Sapporo, in der Müller und Dietl mit Unterstützung des Kulturreferats eine Gemeinschaftsausstellung und ein Musikfestival mit einheimischen Künstlern verwirklichen konnten. Viele der Künstler des Kollektivs wie Mikio Saito, Aoi Maeda, Mari Watanabe, Miyuki Mori und Miu Terada fanden sich aus dem damaligen Kulturaustausch unter dem Namen des höflichen Wundertiers

sche« in den Vordergrund zu stellen, den Klang der Umgebung, beiläufig mitgehörte Textpassagen, das, was man eigentlich aus dem Wahrnehmen herausfiltert. Unterstützt bei den Aufnahmen und bei der Produktion wurde das Kollektiv von den Münchner Musikern und Künstlern Colin Djukic und Fabian Zweck.

Müllers beißpony produziert die Musik für »Beyond the rainbow«, ein Hörspiel von Jörg Albrecht für den bayerischen Rundfunk. Nach der Plattenveröffentlichung kommt im Winter das nächste Großprojekt des Duos Müller und Dietl heraus, bei dem wie gewohnt auch eine Menge andere Künstler mitarbeitete. In dem Kunst-Spiel »Das Letzte Loch ist der Mund« (Drehbuch: Klaus Dietl, Kostüme: Stephanie Müller) wird die Situation aus Kafkas »Der Prozess« umgedreht. Zu sehen sein wird der Film im 21er Haus des Wiener Belvedere und in einem Münchner Kino, das auf Müllers Blog (flachware.de/stephanie-mueller) noch bekanntgegeben wird. Dort kann man sich informieren, was das Künstlerduo in München und der weiten Welt so vorhat oder wenn man selbst einmal bei einer Aktion mit dabei sein will.



Aktuell sind vom 11. bis 13. November in einer Ausstellung mit Laborcharakter die neuesten Arbeiten der Künstlerinnen und Künstler um Yara unter dem Titel »Don't tell me what to do!« in der Färberei zu sehen. Doch während die Textilwerke und kunsttherapeutischen Projekte sozusagen das Grundrauschen im Schaffen dieses Künstlerduos sind, haben sie in den letzten Monaten wegen zweier besonders ausstrahlungskräftiger Projekte den Weg in die Schlagzeilen gemacht.

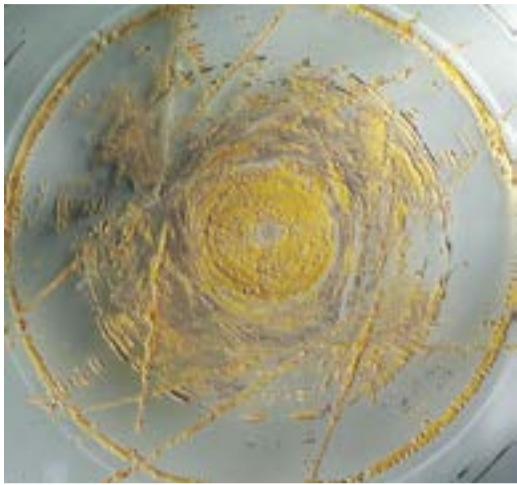
Münchens alternative Kulturorte

Wer in den letzten Monaten am Klohäuschen an der Großmarkthalle, im Köşk, in der Import-Export-Kantine im Kreativquartier Dachauer Straße oder in der Glockenbachwerkstatt zu tun hatte, hatte große Chancen, eines oder mehrere Mitglieder des Künstlerkollektivs Alligator Gozaimasu zu treffen. Diese Bastionen der freien Szene in München waren nämlich Drehorte für einen Film des vielköpfigen Krokodils. Die Geburtsstunde des inzwischen weit mehr als 30 Personen

zusammen. Denn Alligator Gozaimasu ist ein Wortspiel mit »arigatou gozaimasu«, was auf Japanisch »vielen Dank« heißt.

Ein weiteres Gemeinschaftsprojekt des Alligators neben dem Film »Promises & Other Failures« ist das oben erwähnte Album. Die Platte ging aus einem Public Recording im Import Export 2015 hervor, einer Aufnahmesession »für alle, die Lust hatten, sich auf Sound- und Textexperimente einzulassen«, wie Stephanie Müller erzählt. »Wir hatten Besuch von weiteren Münchner Künstlern und Musikern wie Moni Kliche, dem Autor Thomas Glatz oder der Filmemacherin Doris Dörrie und auch einer Reihe von geflüchteten Jugendlichen aus der Nachbarschaft des Import Export.« Die Platte (zu finden unter: alligatorgozaimasu.bandcamp.com) ist ein ungewöhnlicher Mix aus Elektro, japanischem Lo-Fi-Folk, ukrainischem Sprechgesang und Hörspielfragmenten geworden. Gesellschaftskritik und Humor halten sich dabei in einer meist surrealen Szenerie die Waage. Wichtig war es den Künstlern dabei, die »Störgeräu-

Auch der andere Film wird bereits nachbearbeitet. »Promises & Other Failures« ist wie »Das Loch« eine No-Budget-Produktion. Die Umdeutung der kleinen Dinge, des scheinbar Nebensächlichen steht im Fokus. So werden Rituale und gesellschaftliche Handlungsmuster hinterfragt, indem in einer Szene zum Beispiel ein überdimensionierter Selfiestick von sechs Sargträgern beigesetzt wird. Und auch hier stehen wieder die vermeintlichen Nebenschauplätze Münchens im Mittelpunkt: das Kafe Kult, öffentliche Nischen und Schlupfwinkel wie die Pinokkiotek der Moderne (ein Schaufenster in der Augustenstr. 100, welches das Künstlerduo M/D regelmäßig bespielt), die Heubar in Freiham. Das Filmprojekt war ständig offen für die Beteiligung von Passanten oder Interessierten. Ungewöhnlich für Künstler, doch Normalität für Stephanie Müller und Klaus Erich Dietl, die »es lieben, in der Zusammenarbeit mit anderen Künstlern und Publikum aus dem eigenen Sumpf rausgerüttelt zu werden und Horizonte zu erweitern.«



Eva Sperner: Sonnenlyrik, 14-XXV-3 | Floatglas, sandgestrahlt, vergoldet, 60 x 60 cm | © Eva Sperner



Josepha Gasch-Muche: T. 20/02/16S | 2016 | Glas, Holz, Stahl, 54 x 20 cm | © J. Gasch-Muche

Nur Glas ist wie Glas

Dieser Werbespruch des Philosophen und Semiotikers Max Bense ist der einzig richtige. Denn Glas ist unvergleichlich. Zu seiner Magie gehört die Verwandlung von flüssiger Schmelze in feste Materie: von klarster Durchsichtigkeit bis zu tiefstem Dunkel. Die Goldschmiedezunft unterscheidet zwischen Schmuck und Gerät, doch das Handwerk hat sich längst auch in den Bereich der Kunst hinübergespielt. So reicht auch beim Werkstoff Glas das Produktionsspektrum vom Gebrauchsgegenstand bis zum Kunstwerk. Eine große Zahl faszinierender Objekte und ein breites Spektrum an Techniken ist derzeit zu entdecken. Bis 19. November in einer Überblicksausstellung der Galerie Handwerk, die innovative Arbeiten von 31 internationalen, meist jungen Glasgestaltern versammelt. Glas potenziert das Licht, sagt Eva Sperner. Schon vier Jahrzehnte arbeitet die Haidhauserin mit und auf Glas – und seit 25 Jahren im Herberghof in der Preysingstraße. Sie präsentiert eine Retrospektive im Bayerischen Kunstgewerbeverein. Feinste Fäden und serielle Installationen – was man aus und mit Glas alles machen kann, verdeutlicht auch die Glaskunst-Ausstellung des Kunstkreis Gräfelfing. Hier mit dabei ist der langjährige Leiter der Werkstatt für Glasmalerei, Licht und Mosaik an der Münchner Kunstakademie, Thierry Boissel. Als im Vorfeld fünf Stelen von ihm auf dem Gräfelfinger Rathausplatz aufgestellt werden sollten, passierte ein Malheur: Vier Stelen waren beim Transport zerbrochen. Trotzdem gilt: Glas ist Glück! || tb

GLASS NOW!

Galerie Handwerk | Max-Joseph-Str. 4, Eingang Ottostr. | bis 19. November | Di, Mi, Fr. 10–18 Uhr, Do bis 20 Uhr, Sa bis 13 Uhr

EVA SPERNER: »SICHTLICH FREUDE«.
40 JAHRE GLASGESTALTUNG

Bayerischer Kunstgewerbeverein | Pacellistr. 6–8 | bis 19. November | Mo–Sa 10–18 Uhr

GLAS! KLAR! ZEITGENÖSSISCHE GLASKUNST

Altes Rathaus Gräfelfing | Bahnhofstr. 6, 82166 Gräfelfing | 12. bis 27. November
Do 17–10 Uhr, Fr/Sa/So 15–18 Uhr | Führungen:
19./26. Nov., 17 Uhr; Vortrag Peter Röhlen,
PRINZ OPTICS GmbH: 24. Nov., 20 Uhr

Poster für den Auftritt von Ms. John Soda (Steffi Böhm von Couch und Micha Acher von The Notwist) Siebdruck | © Senor Burns



Burning cool

Haidhausen leuchtet. Am schönsten auf dem Plakat, das Senor Burns (alias Bernd Hofmann) für seine Ausstellung »Grüße aus Haidhausen« entworfen hat. Eine schrundige Ebene oder Anhöhe, hinter der Kirchensilhouette leuchtet der Sonnenuntergang eines glühenden, freundlich explodierenden Himmels. Faszinierende Farbübergänge, kühne Überlagerungen, haptische Sensationen. Auch beim plakativ-zarten Pop des »Freistil«-Schwimmers mit der Differenziertheit japanischer Holzschnitte. Oder bei der sonnigen Hinterhof-Ansicht mit belebten Wäscheleinen für den Theatron-Auftritt von G.Rag y los Hermanos Patchekos und Kofelgschroa.

Im Üblacker-Häusl sind derzeit Werke aus Senor Burns' Siebdruck-Werkstatt zu bewundern, höchst liebevoll sind sie alle gemacht. Er fertigt seit 15 Jahren »Gebrauchs-

kunst«, hat sogar einst ein Plattenlabel gegründet und Konzerte veranstaltet, damit er seiner Gestaltungslust Anlässe und Flächen bieten konnte. Die Plakate, Cover und freien Grafiken sind bei Bands und unter Kennern heiß begehrt. (Die Liste reicht von The Notwist bis Quicksand.) Denn sie machen Freude und haben Witz. Am besten gleich selbst eine Band gründen. Oder auf die Vorspeise bei der nächsten Einladung verzichten und jeden Gast mit einem bunten Blatt, einem echten Sammlerstück, überraschen. || tb

SENIOR BURNS – PLAKATKUNST UND SIEBDRUCKE IN HAIDHAUSEN

Üblacker-Häusl | Preysingstr. 58 | Vernissage: 8. Nov., 19–21 Uhr | 9. Nov. bis 12. Dez. | Mi/Do 17–19 Uhr, Fr/So 10–12 Uhr



ben jakov: (ohne Titel) | 1999 | Kunstharzlack/Lwd., 100 x 80 cm | © CH. Wirsing / B.O.A. Videofilmkunst 2015

Freiheit der Farbe

Max Mannheimer, der am 23. September im Alter von 96 Jahren in München starb, war als Überlebender des Holocaust, als Zeitzeuge, ein unermüdlicher Mittler zwischen den Kulturen und Generationen, ein charmanter und humorvoller Aufklärer. Er war – über Bayern hinaus – die Stimme der Erinnerung und ein Engagierter, der viel mit bewegte. Auf besondere Weise noch einmal begegnen kann man ihm als Maler, der er in seiner Freizeit war. Gemälde, Hinterglasbilder, aber auch Zeichnungen Mannheimers kann man bis Ende Dezember in den Räumen von B.O.A. Videofilmkunst betrachten und auch erwerben. Der Dokumentarfilmer Peider A. Defilla sah zu Besuch bei Mannheimer in dessen Wohnung wundersame Bilder. Und noch mehr Bilder. Es sind, jedes für sich, überraschende Bilder.

Eine Begegnung mit Kandinskys Werken im Lenbachhaus, das er mit seiner zweiten Frau Elfriede, einer sozialdemokratischen Kulturstadträtin, 1958 besuchte, öffnete ihm die Augen. Und er entschloss sich, abstrakt zu malen. Dabei gab er der Farbe die Freiheit, selbst zu agieren: Er setzt mit diversen Methoden die flüssige Materie in Bewegung, manipuliert also, lässt sie freilich dabei fließen, reagieren und Verbindungen eingehen. Als »abwartenden Schöpfungsakt« hat Gottfried Knapp in dem von ihm herausgegebenen Band solches Vorgehen charakterisiert, »als ein gestaltendes Eingreifen in ein in Gang gesetztes Werden oder auch als das Belauern eines geschickt provozierten Zufalls«.

Mannheimer ließ Lackfarbe auf Leinwand oder Glastafeln tropfen, Schlieren und Linien bilden, Farben aneinanderbranden und ineinanderkriechen, schillern und glühen, sich schichten, ballen und schweben, glänzen und leuchten. Er signierte die Bilder, im Gedenken an seinen Vater, der im KZ Birkenau ermordet wurde, mit »ben jakov«. Er malte, wie er oft sagte, die vielen Bilder, »seine Kinder«, zu seiner Freude, sie waren in der Waschküche gestapelt. Was oben und unten ist und wo signiert wird, entschied sich am Ende jeder dieser experimentellen Improvisationen. Titel trugen sie keine, auch wenn im Buch die (oben abgebildete) – für einen kurzen Moment an einen Kopf erinnernde – rätselhafte Form »Gespräch zwischen Herrn Gelb und Herrn Blau« benannt ist. || tb

BEN JAKOV – MAX MANNHEIMER

B.O.A. Videofilmkunst GmbH | Schwanthalerstraße 74–76 | bis ca. 23. Dez. | Mo–Fr. 10–18 Uhr, um Voranmeldung wird gebeten: pdefilla@boavideo.de

MAX MANNHEIMER. DIE VERMÄHLUNG DER FARBEN – THE MARRIAGE OF COLOURS

Hrsg. von Gottfried Knapp | Hirmer, 2016
144 S., 73 Abb. | 39,90 Euro

Anzeige

THOMAS BAYRLE

STÄDTISCHE GALERIE IM LENBACHHAUS UND KUNSTBAU MÜNCHEN

LENBACHHAUS

13 DEZ 2016 BIS 5 MÄRZ 2017

Thomas Bayrle, Rosenkranz, 2009 Privatsammlung Wien Foto: Werner Kaligofsky VG Bild-Kunst, Bonn 2016



Sibylle Bergemann: Aus der Serie »Das Denkmal« | © Sibylle Bergemann / OSTKREUZ



Maurice Weiss: Aus der Serie »Ciel de plomb« | © Maurice Weiss / OSTKREUZ

Mit individuellen Blicken auf die Welt und einer gemeinsamen Haltung zur Wirklichkeit – so präsentiert sich die Fotografen-Agentur Ostkreuz in einer faszinierenden Jubiläumsausstellung.



Plattenbau mit Aussicht, im Oderbruch – Stephanie Steinkopf: Aus der Serie »Manhattan« | © Stephanie Steinkopf / OSTKREUZ

Manhattan liegt in Brandenburg

CHRISTINA HABERLIK

Am Berliner Bahnhof Ostkreuz treffen Bahnlinien aus allen vier Himmelsrichtungen aufeinander – und gehen von hier aus in die Welt hinaus. 1990 – die Mauer war gefallen, Deutschland noch nicht »wiedervereint« – gründeten sieben bereits zu DDR-Zeiten renommierte Ost-Fotografinnen und -Fotografen bei einer Ausstellung in Paris eine selbstverwaltete Fotoagentur, nach dem Vorbild des großen Bruders Magnum. Und wählten diesen Ort als symbolhaftes Label für ihr Ziel, mit ihrer Arbeit vom Osten in die Welt hinaus zu wirken. Heute ist Ostkreuz die erfolgreichste von Fotografen selbst geführte Agentur Deutschlands und auch die Plätze auf der angegliederten, privaten Ostkreuzschule für Fotografie und Gestaltung sind sehr begehrte.

Zu den Gründungsmitgliedern gehörten die berühmte, 2010 verstorbene Sibylle Bergemann, Ute und Werner Mahler, Thomas Sandberg, heute Leiter der Ostkreuzschule, Harald Hausmann, Jens Röttsch und Harf Zimmermann – alle haben sich fotografisch einen Namen gemacht und ihr Können teilweise in lehrender Funktion weitergegeben.

DDR-Geschichte und Weltbezug

Zum Jubiläum tourt seit vergangenem Jahr die Ausstellung »25 Jahre Ostkreuz«; nun ist sie in München gelandet und lohnt einen Besuch im Kunstfoyer der Versicherungskammer Kulturstiftung. Fotoserien aller 21 Mitglieder sind zu sehen – thematisch so vielfältig wie die Wege in die weite Welt, die die Fotokünstler vom Ostkreuz aus angetreten haben.

In den Anfängen galt es jedoch zunächst, die eigene DDR-Vergangenheit und -Sozialisation zu verarbeiten. Sibylle

Bergemann war für viele Magazine in der DDR tätig. Im Auftrag des Ministeriums für Kultur begleitete sie fotografisch die Entstehung des Marx-Engels-Denkmal, das heute noch auf dem Alexanderplatz zu sehen ist. Elf Jahre dauerte die Fertigstellung. Bergemann hat alle Stadien festgehalten – manchmal gar etwas respektlos und unfreiwillig komisch geht sie mit den Nationalheiligen um – so, dass es den Machthabern von einst sicher nicht gefallen haben dürfte. Entwurfstadien mit Rümpfen ohne Köpfe, respektlos verhüllten Gesichtern, in Gipsbinden eingehüllten Körpern, Bergemann dokumentierte all diese Vorstufen, bis zu den fertigen Bronzegusskörpern.

Nicht minder eindrucksvoll ist eine weitere ihrer Serien: Über zehn Jahre hinweg hat die Fotografin das Ensemble des Berliner Theaters RambaZamba fotografiert, an dem Menschen mit geistigen Behinderungen als Schauspieler arbeiten. »Kostümiert und geschminkt wirken die Darsteller ausdrucksstark und zugleich wie fragile Gestalten, die, geradewegs einer fantastischen Welt entstiegen, uns von der Welt des Theaters erzählen«, heißt es treffend im Begleittext. Ute Mahlers »Abiturienten« ist eine hinreißende und erschreckende Langzeitstu-

die. Sie hat die Schulabgänger im Abstand von Dekaden immer wieder fotografiert. Eine Biografie reißt jäh ab, es gibt nur ein Bild. Von anderen gibt es die Chronik eines ganzen Lebens – vor und nach der Wende. Schicksale, oft erschreckende, breiten sich vor dem Betrachter aus.

Eine Haltung entwickeln

Mit den Jahren weitet sich der Blick der Vergangenheitsbewältigung über die engen Grenzen Dunkeldeutschlands hinaus. Es gibt ja noch weitere 99,9 Prozent des Weltgeschehens zu betrachten. Die Reportagen, Serien, Pressefotos der heute aus allen Teilen Deutschlands, auch aus dem Ausland stammenden und meist in Berlin lebenden Mitglieder werden in allen führenden Zeitschriften abgedruckt. Meist ist es die besondere Schärfe des Blicks auf Konfliktherde, auf Krisen politischer oder humanitärer Art, die die Ostkreuz-Fotografen auszeichnet – ein Blick, der sich der »Aufrichtigkeit« gegenüber dem Geschehen verpflichtet fühlt, so wie es das Credo von Ostkreuz formuliert: »OSTKREUZ, das ist eine Herangehensweise. Es bedeutet, herangehen an die Wirklichkeit. In ihr das Material finden, mit dem man arbeitet. Bei dieser Arbeit den Kern der Dinge erkennen, ihn abbilden und in diesem Abbilden ehrlich bleiben«, heißt es in der Satzung.

Besonders hakt sich beim Besuch der Ausstellung in der Erinnerung fest, wie Dawn Meckel 2009 die Ruinen der Autostadt Detroit einfängt, oder wie Heinrich Holtgreve in seinem Bilderzyklus »Das Internet als Ort« versucht, dieses elektronische Medium optisch zu erfassen – ob er nun einen Querschnitt durch ein Glasfaserkabel zeigt oder die Weltkarte der Internet-Seekabel.

Unter die Haut geht Linn Schröders Selbstporträt mit Zwillingen und nur einer Brust. Leben und Tod treffen in einem Bild brutal aufeinander, da ist nichts Schönes – weder die überstandene Amputation noch das neue Leben können Freude auslösen. Im Hintergrund aktiv, so kommt es einem vor, ist auch immer wieder die Ost-Vergangenheit, das Verschwinden eines Landes, eines Systems – die Fassungslosigkeit darüber, dass von einem Tag auf den anderen alles, alles anders war. Das zeigen etwa die Bilder über die Verwahrlosung der wenigen übrig gebliebenen Bewohner der einstigen Renommiersiedlung in Manhattan/Brandenburg von Stephanie Steinkopf. Oder, im chronistisch archivierenden Blick von Thomas Meyer auf den Osten, auf die Stätten und Relikte in dessen Serie zum Sicherheitsapparat »Inside Stasi«: Kilometerlange Aktenschränke, Verhörzellen, Tonband-Ungetümme machen die Absurdität des Überwachungssystem deutlich. ||

7. bis 13. November

Vormerken!

FA. ZUSAMMENKUNST: DIE INNERE STADT

Pelkovenschlössl | Martinsplatz 2 | Vernissage: 7.11., 19-21 Uhr
Öffnungszeiten: Di-Fr 10-14 Uhr, Di/Do 16-20 Uhr,
Sa/So 11-16 Uhr | www.pelkovenschloessl.de

Im Rahmen der Themenwoche »Wir alle sind Moosach« laden der Papierkünstler Johannes Volkmann, die Objekt- und Installationskünstlerin Katrin Siebeck und die Malerin Carola Ludwig Einheimische und Neuankömmlinge zu dem dreiteiligen Projekt »Die Innere Stadt« ein. Sie gestalten im Vorfeld der Ausstellung ein »Profilbild« der teilnehmenden Flüchtlinge aus Syrien, Iran, Irak, Somalia, Eritrea. Ab 7.11. werden alle Profilbilder ausgestellt, allerdings in Papier verpackt, wie ein kostbares Präsent. Jeder Ausstellungsbesucher kann für 10 Euro eines der Profilbilder auspacken. Von den eingekommenen »Auspack-Gebühren« kaufen die Teilnehmenden Lebensmittel, um damit am Sonntag, 13.11. Gerichte aus ihrer Heimat zu kochen, die sie um 13 Uhr als »Gastgeber« den Besuchern servieren. Empfänger werden so zu Gebern. Wer als Besucher mitessen möchte, darf auch gern eigene Speisen mitbringen (Anmeldung: 089 143381821).

Anzeige

theater akademie august everding

Musical
BIG FISH

von Andrew Lippa und John August
nach dem Film von Tim Burton
Europäische Erstaufführung

10. BIS 26. NOVEMBER 2016
PRINZREGENTENTHEATER

INFO & TICKETS
TEL. 089 2185 1970
WWW.THEATERAKADEMIE.DE
#INSIDEBIGFISH

HOCHSCHULE FÜR MUSIK UND THEATER MÜNCHEN

20 JAHRE MUSICAL

25 JAHRE OSTKREUZ. AGENTUR DER FOTOGRAFEN
Kunstfoyer der Versicherungskammer | Maximilianstr. 53 |
bis 15. Januar | täglich 9-19 Uhr | Gratis-Führungen: **12./2./25. Nov., 3./11. Dez.**, jew. 12 und 17 Uhr | Ostkreuz-Fotografen im Dialog: **8./15. Januar**, jew. 13 und 15 Uhr | Als Begleitpublikation zur Ausstellung gibt es eine Mappe mit 166 Fotografien und Texten zum Preis von 38 Euro



Strebt nach Öffnung des Orchesters: Maestro Valery Gergiev | © Decca / Marco Borggreve

Spielen ist das eine, gehört werden etwas anderes. Ein Festival wie MPhil 360° bietet daher mehr als Musik.

RALF DOMBROWSKI

Der Blick schweift durch den Saal, man sieht graue Schläfen. Das Zielpublikum ist erreicht, die Gemeinde kunstsinniger und verständiger Hörer, die den Musikgenuss zu würdigen weiß, den sie geboten bekommen. Alle anderen jedoch, Menschen, die keine Berührungspunkte mit der Hochkultur haben, vor allem aber der Nachwuchs des klassischen Publikums bleibt indifferent und schwer greifbar. Diese Erkenntnis, dass etwas asymmetrisch mit der kulturellen Bildung läuft, hat seit dem vergangenen Jahrzehnt dazu geführt, dass das Zauberwort »Partizipation« in den Planungsetagen großer Ensembles und klassischer Institutionen Einzug gehalten hat. Im Fokus steht dabei der interessierte, aber nicht zwangsläufig schon initiierte Zuhörer, der auf unterschiedliche Weise am Geschehen auf der Bühne oder sogar beim Erarbeiten einer Produktion beteiligt wird.

Initiativen gibt es inzwischen viele. Die Junge Oper Stuttgart beispielsweise bringt Laien dazu, mit »Singend durch den Spielplan«

manche Chorpartie selbst anzustimmen. Das Philharmonische Orchester Hagen führt mit dem Publikum gemeinsam klassische Werke auf, beim Berliner Konzerthausorchester dürfen auch einmal Laien ans Pult. Das Ensemble Resonanz lässt Publikum bei der Erarbeitung von Programmen dabei sein, und auch Festivals gehen neue, pädagogische und partizipative Wege, wie etwa das Klavierfestival Ruhr, das unter dem Titel »Ein Jahr mit Ligeti« zeitgenössische Musik an die Schulen brachte. Bei den Münchner Philharmonikern wiederum gibt es verschiedene Initiativen, die das starre Rezeptionsmuster von Künstler und Publikum aufweichen.

»Spielfeld Klassik« beispielsweise sucht als partizipativer Seitenarm des Orchesters den Brückenschlag in viele Felder. Musiker des Ensembles ziehen durch die Stadt, trommeln bei der Abrissparty der Paulaner Brauerei, lassen sich in Stadtteilzentren und bei der Volkshochschule blicken, geigen im Tresor Vinum und spielen im Postpalast. Es gibt Workshops

Eine Frage der Haltung

im Ristorante Allegro, Musiksymposien, klingende Entdeckungsreisen wie den Aktionstag »Der Gasteig brummt!« und die verschiedensten Kinder-, Schul-, Uni- und Clubkonzerte.

Der Hörer ist also in Arbeit und wird umfassend gefordert. Aktuelles Beispiel ist das Festival MPhil 360°. Drei Tage im November widmet sich das Orchester intensiv Sergej Prokofjew, gestaltet diesen künstlerischen Schwerpunkt allerdings auf vielfältige Weise aus. »Mein Ziel ist es, dass jeder Münchner die Chance hat, die Münchner Philharmoniker live zu erleben«, meint Orchesterchef Valery Gergiev, und damit dieser ehrgeizige Plan auch umgesetzt werden kann, wird der Gasteig ein Wochenende lang umfassend belegt. Ein wenig Gala-Gefühl gehört beim Eröffnungskonzert (11. Nov.) dazu, das neben Prokofjews »Symphonie classique« auch Mozarts fünftes Violinkonzert und den dritten Aufzug aus Wagner »Parsifal« auf dem Programm hat.

Weit mehr in Richtung Beteiligung gehen jedoch die beiden folgenden Tage. Am Samstag (12. Nov.) werden Dmitry Masleev, George Li, Lukas Geniušas und Sergey Redkin sich nach dem Familienkonzert mit »Peter und der Wolf«

Access to Dance, wie man mit Kindern, Jugendlichen und Profis Prokofjews Musik und Tanz kombiniert. In der Black Box ist »Spielfeld Klassik« an der Reihe mit zwei »Community Music«-Projekten. Der Sonntag (13. Nov.) schließlich stellt die Geigerinnen Vilde Frang, Alexandra Conunova und den Geiger Yin-Chien Tseng vor, die zusammen mit den Philharmonikern in drei aufeinander folgenden Auftritten ihre Interpretationen von Prokofjews Violinkonzerten präsentieren.

Viel Musik also innerhalb von drei Tagen, viele Möglichkeiten aber vor allem, die Schwell-



Taiwan, Philadelphia, München: Yu-Chien Tseng ist auf Karrierekurs | © Veranstalter



Von Anne-Sophie Mutter gefördert, heute selbst ein Star: die Norwegerin Vilde Frang | © Marco Borggreve

lenängste vor einem Kosmos auf dem Sprung in die Moderne zu verlieren. Denn Projekte wie MPhil 360° öffnen einerseits die Tür in eine Welt der opulenten Klänge, sie sind aber darüber hinaus für Kinder wie auch Eltern eine Möglichkeit, sich einem aktiven, bewussten Hören zu widmen, das dem rezeptiven Starren in kleine elektronische Geräte entgegenwirkt. Denn ein Orchester wie die Münchner Philharmoniker hat inzwischen nicht nur Konkurrenz durch andere Ensembles oder benachbarte populäre Musikformen, sondern durch Haltungen, die der Aufmerksamkeit, der Konzentration entgegenstehen. Die echten Herausforderungen heißen nicht mehr Prokofjew oder Wagner, sondern Samsung oder Apple. Ein partizipatives Festival wie MPhil 360° bringt daher auch ein Stück akustische Wirklichkeit in den Konsumalltag zurück, vielleicht eines, das mehr fasziniert als die bunte Welt der Apps und der Sound aus der Konserve. ||

MPhil 306°
Philharmonie, Carl-Orff-Saal, Black Box im Gasteig | 11.–13. Nov. | ab 11 Uhr
Tickets: 089 548181400 | www.mphil.de

Anzeige

<p>Daniel Barenboim spielt Schubert</p> <p>SA · 3.12.16 Sonaten a-moll D 537, A-Dur D 664, A-Dur D 959</p> <p>MO · 5.12.16 Sonaten H-Dur D 575, G-Dur D 894 „Fantasie-Sonate“, c-moll D 958</p> <p>MO · 20.2.17 Sonaten Es-Dur D 568, a-moll D 784, D-Dur D 850 „Gasteiner Sonate“</p> <p>MI · 22.2.17 Sonaten a-moll D 845, B-Dur D 960</p> <p>Philharmonie, 20 Uhr</p>	<p>MO · 14.11.16 · 20 Uhr Prinzregententheater</p> <p>Alison Balsom Kammerorchester Basel Hummel: Trompetenkonzert Es-Dur Schubert: Symphonie Nr. 6 „Kleine C-Dur“</p>	<p>DI · 22.11.16 · 20 Uhr · Philharmonie</p> <p>Julia Fischer Dresdner Philharmonie Michael Sanderling, Leitung Khatschaturian: Violinkonzert d-moll Beethoven: Symphonie Nr. 7 A-Dur</p>	<p>DI · 6.12.16 · 20 Uhr · Philharmonie</p> <p>Sir John Eliot Gardiner Johann Sebastian Bach: Lutherische Messe F-Dur BWV 233 „Süßer Trost, mein Jesus kömmt“ BWV 151 Magnificat Es-Dur BWV 243a English Baroque Soloists Monteverdi Choir</p>	<p>MI · 28.12.16 · 19.30 Uhr SO · 1.1.17 · 17 Uhr · Philharmonie</p> <p>Beethoven: Symphonie Nr. 9 „Freude schöner Götterfunken!“ Münchner Brahms-Chor Münchner Konzertchor · Münchner Oratorienchor Münchner Symphoniker · Kevin John Edusei, Leitung</p>
	<p>MO · 28.11.16 · 20 Uhr · Philharmonie</p> <p>Khatia Buniatishvili Tschechische Philharmonie Prag Jiří Bělohávek, Leitung Dvořák: „Othello“ – Ouvertüre Schumann: Klavierkonzert a-moll Dvořák: Symphonie Nr. 7 d-moll</p>	<p>FR · 2.12.16 · 20 Uhr · Philharmonie</p> <p>Verdi: Requiem Susanne Bernhard · Daniela Sindram Sergey Skorokhodov · Andreas Bauer Chorgemeinschaft Neubauern Orchester der KlangVerwaltung Enoch zu Guttenberg, Leitung</p>	<p>DI · 20.12.16 20 Uhr Philharmonie</p> <p>Wagner/Loriot Der Ring an 1 Abend Gerd Wameling, Sprecher · Staatskapelle Weimar Kirill Karabits, Leitung</p>	<p>DO · 1.12.16 20 Uhr Prinzregententheater</p> <p>Dresdner Kreuzchor Roderich Kreile, Leitung</p>
	<p>MI · 16.11.16 · 20 Uhr · Philharmonie</p> <p>Hilary Hahn Orchestre Philharmonique de Radio France Mikko Franck, Leitung Ravel: Ma mère l'oye Bruch: Violinkonzert g-moll Tschairowsky: Symphonie Nr. 6 h-moll „Pathétique“</p>	<p>SO · 4.12.16 · 19.30 Uhr Prinzregententheater</p> <p>Albrecht Mayer Werke von Mozart und seinen Zeitgenossen Münchener Kammerorchester Daniel Gíglerberger, Leitung</p>	<p>SO · 18.12.16 · 19.30 Uhr Prinzregententheater</p> <p>Johann Sebastian Bach Die sechs Brandenburgischen Konzerte Concerto Köln</p>	<p>DO · 8.12.16 · 19.30 Uhr · Philharmonie</p> <p>münchner-symphoniker Beethoven: Klavierkonzert Nr. 1 C-Dur, Symphonie Nr. 7 A-Dur Dmitry Masleev, Klavier Kevin John Edusei, Leitung</p>
	<p>tickets 089 - 93 60 93 www.muenchenmusik.de sowie bei München Ticket</p>			

Herzbewegt

Fado ist die Musik Lissabons. Und Carminho ist eine der jungen Lichtgestalten dieser bittersüßen Stadtfolklore.

CHRISTINA BAUER

Die Zeitschrift »jazz thing« nannte sie die neue »Prophetin des Fado«, ihre bisher drei Alben erreichten prominente Plätze in den Hitparaden und hohe Verkaufszahlen, und längst tourt sie nicht mehr nur durch die Tavernen Lissabons, sondern international über große Konzertbühnen. Und so gilt Carminho mit gerade mal Anfang 30 schon als »die Fadista« ihrer Generation und legitime Nachfolgerin einstiger Größen ihrer Zunft wie Amália Rodrigues. Es mag gerade mit der Schlichtheit zu tun haben, mit der sie ihre Variante des Fado vorträgt. Dass sie sich dabei sehr am Tradieren orientiert, bekannte Melodien mehr neu belebt, als Genregrenzen zu überschreiten, findet bei ihrer Hörerschaft offenbar besonderen Anklang. Da ist eine, die ein flirrendes, gefühlgeladenes Timbre, rauchige Tiefen, fragile Höhen und schöne, dunkle Klangfarben mit einer festen Verbundenheit mit dem ursprünglichen Fado verknüpft, den die Menschen in Portugal kennen und lieben. Für viele ist er weit mehr als eine Musiktradition, eine Art unmittelbare Klangwerdung der grundlegendsten Lebens- und Herzensdinge.

Womöglich gibt es nichts, das der portugiesischen Volksseele näher wäre. Und tatsächlich zählt der Fado seit 2011 zum Weltkulturerbe. Bei der betreffenden Feier, damals im UNESCO-Hauptquartier in Paris, sang Carminho. Es ist keine kleine Aufgabe, der ideellen Bedeutung dieser Musik gerecht zu werden. Insofern verständlich, dass die junge Portugiesin nicht den direkten Weg ins Musikerleben wählte. Sie schloss stattdessen ein Marketingstudium ab und reiste ein Jahr durch die Welt, um bei humanitären Hilfsprojekten mitzuwirken. Dabei wirkt ihre Biografie, als sei ihr Leben als Fado-Größe vorgezeichnet gewesen. Als Tochter der Fadista Teresa Siqueira und eines Musikers kannte sie diese Musik schon, bevor sie zur Welt kam. Fado-Sessions mit vielen Gästen gehörten zum Alltag. Schon in ihren Kindertagen stand sie auf der Bühne, trat als Jugendliche regelmäßig in der Taverna do Embuçado in ihrer Heimatstadt Lissabon auf.

Die nach ihrer Rückkehr nach Portugal 2009 und 2012 veröffentlichten Alben »Fado« und »Alma« wurden Erfolge, die Sängerin



Wenn Carminho singt, muss Fado nicht traurig klingen | © Leo Aversa

begeisterte bald schon volle Konzertsäle. Daher konnte sie bereits mit juveniler Autorität in Form des 2015 vorgestellten Repertoire »Canto« einige Schritte über den traditionellen Fado hinaus wagen. So spielen dieses Mal Elemente portugiesischer Folklore mit hinein und: brasilianische Música Popular sowie einige ihrer Protagonisten. Caetano Veloso steuerte Lyrics bei, Marisa Monte gar einen Song, »Chuva No Mar«, ein Duett der Sängerrinnen. Es ergab sich, dass das Album zugleich eines der letzten wurde, auf dem der im März

2016 verstorbene Percussionist Naná Vascelos zu hören ist. Und: Carminho, die bisher nur wenig Lyrics schrieb, singt erstmals eigene Lieder. Einem gab sie den portugiesischen Namen der Schwalbe, der schon gesprochen fast wie gesungen klingt. Es heißt »Andorinha«, ein Bild für die Freiheit des Gesangs. ||

CARMINHO
Prinzregententheater | 11. Nov. | 20 Uhr
Ticket: 089 54818181 | www.carminho.com



Léonor hat es nicht leicht, doch Elina Garanča (Mitte) verleiht ihr Glanz | © Wilfried Hösl

Donizettis »La Favorite« wird selten gespielt – zu sperrig, zu moralisch. Die Staatsoper wagt mit Elina Garanča dennoch das Experiment.

GABRIELE LUSTER

Allzu viel Stühlerücken und Sich-Bekreuzigen nervt auf Dauer, und zuweilen hängt das Ganze auch ein wenig durch: »La Favorite«, Gaetano Donizettis 1840 für Paris geschriebene Oper springt einen bei ihrer Wiedererweckung an der Bayerischen Staatsoper nicht direkt an. Vielleicht ein Grund, warum das Publikum ihr in den vergangenen hundert Jahren am Nationaltheater nicht begegnet ist.

Von der konzertanten Produktion der Salzburger Festspiele im vorigen Sommer sprang Elina Garanča nun als Léonor de Guzman erstmals auf die Bühne.

Es sind die Sänger, die diese Neuinszenierung prägen, nicht nur durch ihre hochkarätige Vokalkunst, sondern auch durch ihre Bereitschaft, sich auf die Charakterzeichnungen der Regisseurin Amélie Niermeyer einzu-

Kirche, Kitsch und kalte Liebe

lassen. Léonor, selbst von hohem Stand, ist die Mätresse von König Alphonse XI., der sein Verhältnis mit ihr zwar gerne legitimieren möchte, doch als der Papst, via Prior Balthazar, seinen Bann schleudert, bleibt er bei der angetrauten Gemahlin und verheiratet seine wegen ihrer Untreue in Ungnade gefallene Favoritin mit ihrem jungen Liebhaber. Dieser Fernand, ausersehen für die Nachfolge Prior Balthazars, hat sich auf Anhieb in die schöne Unbekannte verliebt und quittiert den frommen Dienst. Doch als er von Léonors Vorleben erfährt, kehrt er in die Arme der Kirche zurück, und die Verschämte haucht vor den Klostermauern ihren Geist aus.

Elina Garanča, blond und kühl, kostet alle Facetten ihrer wunderbar geführten Prachstimme aus und singt mit nuanciertem Ausdruck. Den jungen Novizen charakterisiert Matthew Polenzani mit hellem Tenor und feinstem Mezzavoce als einen zwischen Liebe und Gelübde schwankenden Schwärmer. Den penetrant selbstverliebten König verkörpert Mariusz Kwiecien als aufgedrehten Selbstbespiegler mit eher rauem Bariton. Samt in der Stimme hat hingegen der imponierende finnische Bassist Mika Kares als machtbewusster Kirchenmann Balthazar. Auch Elsa Benoit (Inès) und Joshua Owen Mills (Don Gaspard) passen vorzüglich ins Wohlklang-Ensemble.

Am Pult des Bayerischen Staatsorchesters steht Karel Mark Chichon, der Ehemann von Elina Garanča. In der Ouvertüre schält er den Kontrast zwischen sanfter Geschmeidigkeit und krachender Hektik prägnant heraus, setzt daraufhin allerdings auch auf effektvolle Dramatik. Auf der von beweglichen, käfigartigen Metallwänden gesäumten Einheitsbühne (Alexander Müller-Elmau) werden die vielen Stühle gerückt, getragen oder umgestoßen. Einmal reihen sie sich sogar zum Kinosaal. Denn statt des Balletts, das Donizetti naturgemäß für Paris liefern musste, lässt die erfinderische Regisseurin König und Mätresse einen Film ansehen. Quasi als Mauerschau für das Publikum, das den beiden in die mit jedem Bildwechsel neu beleuchteten Gesichter blickt. In den großen, vorzüglich gesungenen Chorszenen schwächelt die Regie, die auch vor religiösem Kitsch nicht zurückschreckt: So bewegt sich der blutende Jesus am Kreuz, und die seltsam engelhaften Madonnen tragen ein erdolchtes (Votiv-)Herz auf der Brust. ||

LA FAVORITE
Bayerische Staatsoper | 6. Nov. | 18 Uhr
9. Nov., 26., 29. Juli 2017 | 19 Uhr
Tickets: 089 21851920 | www.staatsoper.de

IMPRESSUM

Herausgeber Münchner Feuilleton UG (haftungsbeschränkt)
Breisacher Straße 4 | 81667 München | Tel.: 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de | www.muenchner-feuilleton.de

Im Gedenken an Helmut Lesch und Klaus v. Welser.

Projektleitung | V.i.S.d.P. Christiane Pfau
Geschäftsführung Ulrich Rogun, Christiane Pfau
Vertrieb Ulrich Rogun
Druckabwicklung Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG,
www.ulenspiegeldruck.de

Gestaltung | **Layout** | **Illustrationen** Susanne Gumprich, Monika Huber, Jürgen Katzenberger, Uta Pihan, Anja Wesner
Redaktion Thomas Betz, Ralf Dombrowski, Gisela Fichtl, Gabriella Lorenz, Chris Schinke, Christiane Wechselberger
Autoren dieser Ausgabe Clea Albrecht (cla), Christina Bauer (chb), Thomas Betz (tb), Ralf Dombrowski (dom), Gisela Fichtl (gf), Cornelia Fiedler (cf), Christina Haberlik (cha), Petra Hallmayer (ph), Sven Hanuschek (sha), Simon Hauck (sih), Günter Keil (gük), Thomas Lassonczyk (tl), Sabine Leucht (sl), Gabriella Lorenz (lo), Gabriele Luster (glu), Hannes S. Macher (hsm), Angelika Otto (ano), Christiane Pfau (cp), Matthias Pfeiffer (mpf), Tina Rausch (tra), Ruth-Renée Reif (rrr), Chris Schinke (cs), Katja Schneider

(kas), Klaus von Seckendorff (kvs), Michael Sohn (mso), Erika Wäcker-Babnik (ew), Dirk Wagner (dwa), Christiane Wechselberger (cw), Julia Weigl (jw), Florian Welle (fwe)

Mit Autorennamen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors wieder und müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber widerspiegeln.

Auflage 25 000

Das Münchner Feuilleton im Abonnement
(jährlich 11 Ausgaben, Doppelnummer August/September)
Wählen Sie Ihr persönliches Abo: **Förder-Abo** 50 Euro |

Basis-Abo 25 Euro
Abo-Bestellung: Tel. 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de oder direkt über
www.muenchner-feuilleton.de

Individuelle Unterstützung:
Sie können das Münchner Feuilleton auch durch Überweisung eines individuellen Betrags auf unser Konto (Stichwort »individuelle Zahlung«) unterstützen.
Herzlichen Dank!

Bankverbindung Münchner Feuilleton UG
IBAN: DE47 7019 0000 0001 2784 44 | BIC: GENODEF1M01

Allington

Ist die NDR Bigband prädestiniert für ein dem »Duke Ellington Songbook« gewidmetes Projekt? Al Jarreau meint Ja und übernimmt den Gesangspart.

KLAUS VON SECKENDORFF

Es mag eine lokalpatriotische Rolle spielen, dass Al Jarreau bekanntlich 1975 in der Hamburger Musikkneipe »Onkel Pö« fürs große Publikum entdeckt wurde. Aber dass der 86-Jährige schier aus dem Häuschen gerät, wenn er von der Bigband des Norddeutschen Rundfunks spricht, beruht auf Erfahrung (zwei längere Tourneen, viele Projekte) und handfesten Qualitäten: »Diese Band treibt die Musik an wie ein Truck mit 18 Rädern. Niemand ist besser in dieser Ecke des Universums. Und das ist erstaunlich. Es hat nämlich nichts mit Schiller oder Goethe zu tun. Es ist amerikanische Musik. Der Duke wäre vermutlich neidisch gewesen.«

Der Duke ist natürlich Edward Kennedy Ellington. Die Musiker, die laut Jarreau spielen, als wären sie in New Orleans oder Chicago geboren, sind solistisch versierte Instru-



Al Jarreau macht gerne Spaß, aber Duke Ellington nimmt er sehr ernst | © Ralf Dombrowski

mentalisten wie der Trompeter Ingolf Burchardt, der Saxofonist Christoph Lauer oder der Pianist Vladislav Sendecki. Ihr Chefdirigent Jörg Achim Keller (seit 2006, im September abgelöst vom Norweger Geir Lysne) hat Jarreau auf den Duke angesprochen: Ob er nicht ein reines Ellington-Programm singen wolle. Selbst ein ganz Großer reagiert da im ersten Moment fast erschrocken vor Respekt: »Wie bitte? Ellington??« Als Arrangeur und mittlerweile »erster Gastdirigent« der Bigband ist Jörg Achim Keller maßgeblich verantwortlich für das Gelingen des Balance-

aktes, einem genialen Komponisten und Bandleader gerecht zu werden, Raum für eine ganz eigene Jarreau-Färbung zu schaffen und für 17 Musiker, die nicht umsonst als Protagonisten einer »Bigband der Solisten« gehandelt werden.

Keller präsentiert eine Auswahl aus seinen stattlichen Ellington-Beständen. Al brauchte Monate, um die Riesenliste mit seinem musikalischen Direktor Joe Turano auf 15 Songs einzudampfen. »Joe hat perfekt zwischen uns vermittelt«, sagt Keller. »Al singt ja immer vor, wie er sich einen Song denkt –

inklusive Bass und Schlagzeug. Er sprudelt dann über vor Ideen. Joe, der vieles mit seinem iPhone aufgenommen hat, konnte das wunderbar kanalisieren.« Nun lag es am Arrangeur, für eine Vielfalt von Grooves und Stimmungen zu sorgen – und ausnahmsweise sogar ein Originalarrangement zu transkribieren. Mit »Drop Me Off At Harlem« beginnt ganz traditionsnah ein Programm, das sich bei »I Ain't Got Nothing But The Blues« auch mal eine verzerrte Rockgitarre gestattet.

Insgesamt ist das Projekt für Al Jarreau eine Rückkehr Richtung Jazz – wie 2004 sein Album »Accentuate The Positive« oder 2007 ein Gershwin-Projekt mit der NDR Bigband. Schon bei Gershwin fiel angenehm auf, dass der Sänger seine Tendenz zum virtuosen Overdoing gezügelt hat. Weniger Ausschmückungen, deutlichere Orientierung an starken Melodien. »Die Jungs zwingen mich, ein guter Sänger zu sein«, sagt Jarreau kokett bescheiden. Vermutlich, weil die über weite Strecken festen Arrangements größere Disziplin erfordern. »Und ein gewisses Haushalten mit der Stimme, wenn so ein großer Klangkörper hinter einem steht«, ergänzt Keller. Keine Hits also, kein »Boogie Down« oder »Take Five«? »Vielleicht als Zugabe«, sagt der Dirigent des Abends und verrät zumindest, dass die Bigband – »just in case« – einschlägige Arrangements im Gepäck haben wird. ||

AL JARREAU & NDR BIGBAND

Philharmonie im Gasteig | 19. Nov. | 20 Uhr
Tickets: 089 54818181
www.bellarte-muenchen.de

Der Überflieger

Der Studiotüftler Nicolas Jaar ist auf der Bühne angekommen. Dort zeigt er, dass die Welt der Elektronik auch sinnlich klingen kann.

MICHAEL SOHN

Eigentlich ist Nicolas Jaars Musik viel zu experimentell, zu verkopft und zu feinnervig für eine zumindest stringente, im besten Fall gar packende Livedarbietung. Sein vor Kurzem veröffentlichtes zweites Album »Sirens« lebt – neben der überbordenden Kreativität des jungen chilenisch-US-amerikanischen

Musikers – vor allem von dem wohlaustarieren, bisweilen allerdings sehr radikalen Wechsel von Stimmungen. Die sechs neuen Tracks decken von atmosphärischen Interferenzen bis zu heftigen, peitschenden Drum'n'Bass-Beats eine sehr breit gefächerte Gefühlspalette ab. Nahtlos und mit traumwandlerischer Sicherheit verwebt das Elektronikgenie pumpende House-Beats, harmonische Vocals, hörspielartige Dialogsequenzen in Englisch und Spanisch, von weit her gewehnte Gitarrenakorde, ein kehliges Saxofon, sonderbare Synthesizerklänge von noch viel weiter entfernten Orten, dem anderen Ende der Milchstraße vielleicht, und ein an analoge Zeiten erinnerndes, wohliges Knistern zu einem der schlüssigsten Alben des Jahres 2016.

Schon sein Albumdebüt »Space Is Only Noise« (2011) präsentierte sich ähnlich äthe-

risch. Und trotzdem wurde der New Yorker von den Lesern des wohl wichtigsten Portals für elektronische Musik, Resident Advisor, in den folgenden Jahren gleich drei Mal zum Liveact des Jahres gewählt – Hattrick. Danach sammelte er mit dem Gitarristen Dave Harrington und dem gemeinsamen, wieder von Kritikern und Publikum gleichermaßen gefeierten Projekt Darkside noch weitere Bühnenerfahrung. Das Techno-Wunderkind weiß also mittlerweile ganz genau, welche Register zu ziehen sind, um den Transfer seines Werks vom Studio auf die Stage gelingen zu lassen – und daraus ein intensives unkonventionelles Ereignis zu machen. Dem Lockgesang dieser »Sirens« sollte man unbedingt folgen. Betörender, hypnotischer und kosmischer wird der Münchner Konzertherbst 2016 nicht mehr. Highly recommended. ||

NICOLAS JAAR

Muffathalle | Zellstr. 4 | 22. Nov. | 19.30 Uhr
Tickets: 089 54818181 | www.muffatwerk.de



Kindheit in Chile, Jugend in New York, die Gegenwart in Clubs: Nicolas Jaar | © Veranstalter (Propeller Music)

Anzeige

Der Akademieverein lädt ein zur
26. Auktion
in der Akademie
am 14. November 2016, 18.30 Uhr

Zum 26. Mal werden Arbeiten von Studierenden, ProfessorInnen und WerkstattleiterInnen der Münchner Kunstakademie versteigert. Der Erlös dient der Förderung studentischer Projekte an der Akademie.

Vorbereitung
Samstag 12. bis Montag 14. November 2016
jeweils 11 bis 18 Uhr

Infos und Katalog unter
www.akademieverein.de/auktion

Akademie der Bildenden Künste München
Lichthof im Erweiterungsbau
Akademiestr. 4, 80799 München

AKADEMIEVEREIN
MÜNCHEN

Junger Münchner Jazzpreis 2016

Lange war München ohne Jazzpreis. Nun aber kann er wieder vergeben werden.

CHRISTINA BAUER

Der vom Münchner Verein mucjazz bereits zum vierten Mal ausgelobte Junge Münchner Jazzpreis geht am 11. November im Jazzclub Unterfahrt ins diesjährige Finale. Die fünfköpfige Jury aus Musikern, Veranstaltern und Journalisten der Münchner Szene wählte aus den 21 Bewerbern im Blindfold-Verfahren drei Bands aus. Es handelt sich um das Pianotrio von Leo Betzl aus Großkarolinenfeld, das Quartett Trio.Diktion aus Leipzig sowie das

Quintett des Saxofonisten Marc Doffey aus Berlin. Sie präsentieren Musik zwischen Arrangements und Originalen, Komposition und Improvisation, romantischer Klassik und zeitgenössischem Jazz, Swing und Modern Jazz. Jede der Gruppen hat bereits andere, regionale Nachwuchszeichnungen gewonnen. Der Jazzpreis ist mit insgesamt 6000 Euro dotiert, am Ende des Wettbewerbsfinales werden die Sieger des Abends mitgeteilt. Das Konzert wird zudem von BR Klassik mitgeschnitten. Schon das allein ist ein Gewinn für alle Beteiligten. ||

JUNGER MÜNCHNER JAZZPREIS 2016

Unterfahrt | Einsteinstr. 42 | 11. Nov. | 20 Uhr
Tickets: 089 4482794 | www.unterfahrt.de

Mit Grüßen von Marvin

Michael Kiwanuka singt herzergründende Lieder. Er ist der Soulman der Gegenwart und im Technikum zu Gast.

DIRK WAGNER

Er ist ein schwarzer Mann in einer weißen Welt, singt Michael Kiwanuka. Nur allzu gerne möchte man eine solche Thematisierung von Rassismus der Vergangenheit zuschreiben, der auch Kiwanukas Musik entsprungen zu sein scheint. Aus der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung der sechziger Jahre nämlich, die von einer selbstbewussten schwarzen Soulmusik beseelt wurde. Doch Michael Kiwanuka lebt im heutigen London, wo er als Sohn afrikanischer Eltern aufgewachsen ist. Er studierte dort Jazzmusik und überraschte schließlich mit einem Debütalbum, das Vergleiche mit Al Green, Bill Withers und Marvin Gaye nicht nur

provozierte, sondern diesen auch »black and proud« gewachsen war. Aktuelle Abgrenzungen von Zuwanderern und Andersgläubigen sowie die Rückbesinnung einer globalisierten Welt auf angebliche nationale Werte lassen die Songs jener Soullegenden wieder aktueller denn je erscheinen. Kein Wunder also, wenn derzeit eine regelrechte Retrosoul-Bewegung das zurückgewonnene Vinylformat stilet zu füllen weiß.

Was Michael Kiwanuka allerdings von anderen sogenannten Retrosoul-Künstlern unterscheidet, ist seine lebendige Beweglichkeit, wie sie auch die Unterschiede des neuen Albums »Love And Hate« zum Vorgängeralbum »Home Again« aufzeigen. Letztlich hatte der Sänger sich für solchen Wandel auch vier Jahre Zeit gelassen. Zwischendurch nahm er 2014 mal eben so die mit Abstand herzergründendste Coverversion von Townes Van Zandt's »Waiting Around To Die« auf, die sogar das Original des Countrysängers in den Schatten stellt. Auf dem neuen Album fehlt die B-Seite der Single »You've Got Nothing To Lose« allerdings, jenes



Soul, Lässigkeit, Protest: der Londoner Sänger Michael Kiwanuka | © Universal Music

Tonzeugnis also, das Kiwanuka als beseelten Countrysänger hervorhebt. Vielleicht belegt jene dem Original sehr nahe Interpretation aber auch nur, dass Townes van Zandt in Wahrheit ein Soulmusiker war. Womit auch er ein

schwarzer Mann in einer weißen Welt gewesen sein mag, was neue Interpretationen von Michael Kiwanukas auf dem neuen Album »Black Man In A White World« erlaubt. Es wäre dann der Aufschrei eines Musikers, der sich nirgends verorten lassen mag, weil allein schon sein Gitarrenspiel Jimi Hendrix ebenso rekapituliert, wie es auch an das kristallklare Saitenspiel eines David Gilmour von Pink Floyd erinnert. Dazu passt auch ein Instrumentalstück vom neuen Album, zu dem nur ein Chor textbefreit singt. Live treibt Kiwanuka den betont relaxten Studiosound gerne an, weswegen sein Auftritt am 10. November im Technikum auch halsbrecherische Verfolgungsfahrten durch die Straßen von San Francisco, Manhattan oder sonstige Spielstätten einer mit Siebziger-Jahre-Funk durchtränkten Filmlandschaft erwarten lässt. Sogleich wird er aber auch wieder die Bremse ziehen, um in »Place I Belong« langsam und schwer mit Dr. John durch die sumpfigen Südstaaten zu stampfen. Von der Sonne gepeinigt, von Stechfliegen umschwärmt. Und schon nähert er sich wieder jenem sklavengesangähnlichem Einstieg von »Black Man In A White World«: nur das Klatschen seiner Hände und seine Stimme. ||

MICHAEL KIWANUKA

Technikum | Grafinger Str. 6

10. Nov. | 20 Uhr | Tickets: 089 54818181

www.tonhalle-muenchen.de

Heimliche Liebe



In New York liebt man Margaret Glaspy schon. Jetzt ist München an der Reihe | © Ebru Yildiz / ATO Records

Gitarre statt Fiddle – die Kalifornierin Margaret Glaspy mag Musik gerne rau.

KLAUS VON SECKENDORFF

Mindestens zwei Lieder gibt es, mit denen die amerikanische Songwriterin Margaret Glaspy ihre Hörer in die Irre führt. Wer bei YouTube an ihre »Behind the Glass Sessions«-Version von »No Matter Who« gerät, fängt sich einen Ohrwurm ein, dessen erste acht Takte unwiderstehliche Popmusik sind. Was Klavier und Bass dort Eingängig-Raffiniertes treiben, ist aber ganz spontan im Studio entstanden. Auf Margarets aktuellem Album »Emotions And Math« hört sich die gleiche Passage viel spartanischer an: halb so viel Akkorde, weg mit der »catchy bassline« und den mehrstimmigen Background Vocals – ein Rocktrio samt rauer Gitarre, minimal mit Sounds einer Hammond angereichert.

Glaspys Thema ist das Scheitern asymmetrischer Erwartungen oder gar ihre eigene Unfähigkeit, Beziehungen aufzubauen. Dann kann ihre Stimme herzerreißend mädchenhaft klingen, statt ziemlich cool, dezent angereichert mit kleinen wie bei Louis Armstrong

knurrenden Growls, an denen man sie sofort erkennt. Dass Margarets »guilty pleasure« eine geheime Liebe zur Popmusik ist (»Ich höre mir auch Justin Bieber an oder Taylor Swift«), bemerkt man, wenn Songs wie »You And I« oder »Somebody To Anybody« ein wenig nach Beatles klingen. Aber sie weiß, wie man einem klassischen Riff einen neuen Twist verpasst und mit wohl dosierten Dissonanzen würzt.

Sogar im Studio klingt ihre Musik kein bisschen poliert, sondern nahe an dem, was ihr Trio in gleicher Besetzung live anstellen wird. Dann kommt Margaret zugute, dass sie schon als Teenagerin auf Bühnen gestanden hat. Ursprünglich mit der Geige im ländlichen Kalifornien bei mancher »Oldtime Fiddlers Championship«, dann in Boston, wo sie ihr Berklee-Studium nach einem Jahr aus Geldmangel abbrechen musste. Schließlich in kleinen New Yorker Clubs. Und nun hat der amerikanische »Rolling Stone« sie unter »10 New Artists You Need to Know« gelistet, um europaweit zu widerlegen, was die freundlich Sperrige im Song »Situation« einem lästigen Frauenversteher entgegenschleudert: »I don't like sympathy.« ||

MARGARET GLASPY

Feierwerk Kranhalle | 21. Nov. | 19.30 Uhr

Tickets: 089 54818181 | www.feierwerk.de

Eine Prise Sommer

Hilfe gegen dunkle Herbstgedanken: Der Bayerische Hof holt brasilianische Musiker auf seine Club-Bühne.

RALF DOMBROWSKI

Wieder einer, der an die Musik verloren ging. Denn eigentlich hatte Ivan Lins Chemie studiert und seinen Ingenieur gemacht, eine solide Berufsperspektive – wenn nur das Klavier nicht gewesen wäre. Er brachte sich selbst das Spielen bei, und gleich zu Beginn seiner Gehversuche als Komponist nahm die Sängerin Elis Regina seinen Song »Madalena« 1970 ins Programm. Es wurde ein Hit, den das

halbe Land pfiß. Seitdem ist Ivan Lins eine Schlüsselfigur der ersten Generation der Música Popular Brasileira, hat im Laufe der Jahre mit internationalen Kollegen wie Quincy Jones, George Benson oder den Crusaders gearbeitet und seinen Ruf als einfallsreicher Komponist mit Gespür für überraschende melodische Wendungen untermauert. The Manhattan Transfer widmeten ihm ein ganzes und ihr vielleicht bestes Album »Brazil«, zahlreiche Jazzkünstler von Ella Fitzgerald bis Toots Thielemans integrierten seine Lieder in ihr Repertoire, gleich neben den Klassiker von Antonio Carlos Jobim.

In seiner Heimatstadt Rio würde Ivan Lins große Hallen füllen, in München jedoch gibt er sich mit seinem Quintett am 22. November im Night Club des Bayerischen Hofes die Ehre, als Stargast der Brasilianischen Woche, die noch weitere Koryphäen der Szene auf die



Souverän der anspruchsvollen Melodie: der Sänger und Komponist Ivan Lins | © Bayerischer Hof

Bühne lädt. Einige sind wie das Trio Azymuth (21. Nov.) oder die Sängerin Viviane De Farias (24. Nov.) ebenfalls weltweit unterwegs,

andere gehören wie der Bassist Paolo Cardoso (23. Nov.), die Sängerin Lygia Campos (25. Nov.) oder der Saxofonist Marcio Tubino (27. Nov.) zu der florierenden brasilianischen Musikerwelt Münchens. Auch die Gastronomie des Hotels stellt sich mit allerlei kulinarischen Delikatessen auf die Veranstaltungen ein, was aber nur ein weiteres Sahnehäubchen angesichts der Musik sein kann. Denn vor allem das Konzert von Ivan Lins im kleinen Rahmen des Clubs ist ein Luxus, den man nur selten geboten bekommt, zuletzt vor fünf Jahren am selben Ort. Die Connaisseurs sprechen bis heute davon. ||

IVAN LINS / BRASILIANISCHE WOCHE

Night Club Bayerischer Hof

21.–27. Nov. | 21 Uhr | Tickets: 089 54818181

www.bayerischerhof.de

